

RUF! *Zeichen*

Zeitschrift der Ständigen Diakone Österreichs

Postentgelt bar bezahlt

Jahrgang 4
Jänner 2003



Tagungsdokumentation

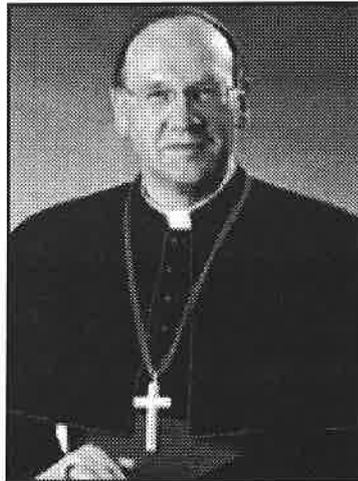
Aus dem Inhalt:

Bischofswort	2
Militärseelsorge	3
Informationen aus den Diözesen	5 - 6
Internetseite „Zenit“	7
Dokumentation	Beilage

Wort des Bischofs

Liebe Diakone!

Sie stehen durch Ihren Beruf und Ihre kirchliche Sendung oft wie der Apostel Paulus auf dem Areopag und haben am Marktplatz der Welt Zeugnis zu geben, von dem, was Sie innerlich erfüllt und wovon Sie geprägt sind. Paulus geht dorthin, wo es um Leistung geht, um Wettbewerb, um Leben und Gemeinschaft; wo es auch um Egoismus und um Populismus geht. Er geht dorthin, wo der Ort der Demokratie ist, wo die Wirtschaft das Sagen hat. Wohl wissend, dass Wirtschaft allein nicht alles ist, hatten die Griechen auch Tempel als Heilige Orte, als Orte der Werte und der Ideale. Wie der Apostel Paulus werden Sie als Verkünder des Evangeliums die Erfahrung machen, dass es nicht so schwer ist, den Göttern der Macht zu opfern oder der Göttin der Liebe. Es ist aber etwas ganz anderes, zu sagen: „Gott ist die Liebe.“ Und genau das ist der Gott, auf den wir stoßen, wenn wir mit Israel in die Geschichte des Volkes hineinschauen. Nicht die Liebe ist vergöttlicht, sondern Gott ist die Liebe. „Die Liebe Gottes wurde unter uns dadurch offenbar, dass Gott seinen einzigen Sohn in die Welt gesandt hat, damit wir durch ihn leben.“ (1 Joh 4,9). Um diese Zuwendung der Liebe Gottes im Kind von Bethlehem wird es in den nächsten Wochen wieder gehen. Wir werden aus dem Lukasevangelium lesen und erfahren, dass er seinen Stammbaum mit Adam und nicht wie Matthäus mit Abraham beginnt. Lukas geht es um den Menschen, für



den Gott da ist und den Gott geschaffen hat. Jeder Mensch ist eingeladen, Gott zu suchen, sich einzulassen auf den geschichtsmächtigen Gott. Bei Paulus können wir lernen, mit welchem großem Respekt er der religiösen und der geistlichen Lage der Menschen begegnet. Etwas, was Papst Paul VI. in seinem apostolischen Schreiben über „Die Evangelisierung in der Welt von heute“ von allen, die in der Verkündigung stehen, verlangt. Er sagt: Das erste, was wir für die Evangelisierung brauchen, ist „Respekt vor der religiösen und geistlichen Lage der Menschen, die man evangelisiert. Respekt vor ihrem eigenen Lebensrythmus, den man nicht über Gebühr belasten darf. Respekt vor ihrem Gewissen und ihren Überzeugungen, die man nicht brüskieren soll“ (Nr. 79). Im Respekt vor der Lebenssituation des Anderen das Evangelium vom Leben, von der Auferstehung hinein-zubuchstabieren in unsere Welt und zwar in die ganze Welt ist Lebensprogramm für jeden Diakon. Das möge Ihnen gerade im „Jahr der Bibel“ mit großem Erfolg für das Wachsen des Reiches Gottes gelingen. Dazu erbitte ich Ihnen Ihr Referatsbischof den Segen Gottes.

+ Alois Schwarz

Dr. Alois Schwarz
Referatsbischof für die Ständigen Diakone

Militärseelsorge in Österreich

Das 2.Vatikan.Konzil: „ Wer als Soldat im Dienste des Vaterlandes steht, betrachte sich als Diener der Sicherheit und der Freiheit der Völker. Indem er diese Aufgabe recht erfüllt, trägt er wahrhaft zur Festigung des Friedens bei.

Diakone informieren sich über die Seelsorge bei unserem Bundesheer:

Beim letzten Treffen der Diakone der Diözese St. Pölten, am Samstag, 22. Juni 2002 (vor der Sommerpause) waren wir Gäste des Kommandanten des Truppenübungsplatzes Allentsteig (TÜPI-A) Herrn Brig. Franz Teszar, und des zuständigen Militärpfarrers der MilPfarre NÖ-4 / Mautern - Allentsteig, MilDekan Mag.Ryzka.

MilDekan VzltR Helmut Stockinger (MilDiözese, Diakon der MilPfNÖ-4) hat diesen Tag gemeinsam mit den angeführten Herren organisiert.

Nach der Begrüßung und Vorstellung des Truppenübungsplatzes durch Brig.Teszar, erläuterte MilDekan Mag. Ryzka in seinem Vortrag, anhand praktischer Beispiele, die seelsorgliche Betreuung der Soldaten in der Kaserne, im Einsatz an der Staatsgrenze und im Friedensdienst der UNO im Ausland.

Die Grundlage für den Militärseelsorgedienst im Bundesheer bildet ein Erlass des BMLV. Daraus einige Passagen:

„Die Glaubens - und Gewissensfreiheit findet eine Schranke darin, dass durch das Religionsbekenntnis den staatsbürgerlichen Pflichten kein Abbruch geschehen darf. Demnach ist auch den Soldaten unter Bedachtnahme auf die Erfordernisse des militärischen Dienstes eine religiöse Betätigung zu ermöglichen.“

„Der lebenskundliche Unterricht (LKU) ist Teil der Ausbildung der Soldaten im Bundesheer. Dieser Unterricht hat monatlich in der Dauer von mindestens einer Stunde stattzufinden und im Einvernehmen mit dem zuständigen Kommandanten bzw. Dienststellenleiter, in der Dienstzeit, festzusetzen. Zur Teilnahme am LKU sind jene Soldaten verpflichtet, welche dem römisch-katholischen, evangelischen oder methodistischen Glaubensbekenntnis angehören.

Nach der ersten Unterrichtsstunde kann ein Soldat auf seinen Wunsch von einer weiteren Teilnahme an diesem Unterricht befreit wer-

den. Soldaten, die keinem der genannten Glaubensbekenntnis angehören, können auf ihrem Wunsch am LKU teilnehmen. Die Teilnahme der Soldaten am Gottesdienst ist freiwillig. Wenn der Gottesdienst während der Dienstzeit durchgeführt wird, sind jene Soldaten, die nicht daran teilnehmen, an einer angemessenen Dienstverrichtung heranzuziehen.“

Die Militärseelsorge ist anders als die Gemeindeseelsorge. Als Seelsorger an den Heeresangehörigen und deren Familien hat sie ihre Aufgabe im Umfeld einer Sonder-situation zu erfüllen.

Die Militärseelsorge im Heer ist erforderlich, weil immer eine große Anzahl von jungen Männern und Frauen unter besonderen Lebensbedingungen und Umwelteinflüssen ihren Dienst leisten. Die Eigenart und spezielle Anforderung des militärischen Dienstes wirft besondere Lebens - und Gewissensfragen auf. Zu deren Bewältigung bieten die Militärseelsorger die Botschaft des christlichen Glaubens und die seelsorgliche persönliche Hilfe an. Die Verwirklichung des ständigen Auftrages der Kirche ist die zentrale Aufgabe der Militärseelsorge: die Heilsbotschaft des Evangeliums zu verkünden, die Sakramente zu spenden und in tätiger Nächstenliebe die Liebe Gottes zu den Menschen erfahrbar zu machen. In der Extremsituation des Einsatzes oder einer einsatzähnlichen Übung bedarf es einer ganz besonderen Unterstützung des Soldaten. Daher betreuen die Militärseelsorger die Soldaten (während der gesamten Einsatzdauer vor Ort anwesend) bei:

Auslandseinsätzen im Rahmen der internationalen Friedensaufgaben z.B. auf den Golanhöhen in Syrien, im Kosovo /Ex-Jugoslawien.Grund der freiwilligen Meldung ist hier oft die hohe Einsatzbezahlung, die Abenteuerlust im fremden Land, das ist die eine Seite der Medaille. Die andere Seite ist dann: falsche Vorstellung des Dienstes, Heimweh, Situationsänderung zu Hause und man kann nicht weg. Verständigungsschwierigkeiten (Englisch nur für Offiziere und Unteroffiziere Bedingung) und vieles mehr .- **Beim Assistenzeinsatz an der österr. Staatsgrenze:** Hier ist es vor allem die Auseinandersetzung mit dem Elend der Aufgegriffenen (Säuglinge und kleine Kinder), von den Schleppern bis zum Letzten ausgebeu-

tet, mit den falschen Vorstellungen bzw. Versprechungen, und der Pflicht der Anhaltung, der Durchsuchung, und dem Wissen um Traiskirchen und der möglichen Zurückweisung oder Asylablehnung.

- **Bei militärischen Übungen und bei Katastropheneinsätzen:** Siehe Lawinen, siehe Kaprun, siehe Hochwasser. Der Militärseelsorger fungiert durchwegs als Helfer der Helfenden.

Ein besonderes Erlebnis für die Diakone und deren Frauen war die Teilnahme an der Truppenverpflegung (selbst anstellen), die Fahrt durch den TÜPL (15.700 ha) mit Erklärungen durch Brig. Teszar. Die Besichtigung des „Bründls“ (Heilquelle) in der aufgelassenen und bereits verfallenen Ortschaft Oberndorf, die durch das TÜPL-Kommando Allentsteig zu einer kleinen Kapelle gestaltet wurde. Dann die Besichtigung der Friedenskirche in der ebenfalls verfallenen Ortschaft Döllersheim, die durch den Verein „die alte Heimat“ mit einem Dach versehen wurde und den dazugehörigen Friedhof (betreut durch die Soldaten des TÜPL-Kommandos). Zu Allerseelen jeden Jahres wird in dieser Kirche am Nachmittag ein Gottesdienst mit anschließendem Gräberbesuch abgehalten. Und zum Schluss die Soldatenkirche im Lager Kaufholz. Erbaut 1960-1963 durch freiwillige Spenden von Soldaten aller Dienstgrade aus ganz Österreich. Sonntag für Sonntag und Feiertag wird um 10.30 Uhr Hl.Messe gefeiert, die von den Soldatenfamilien als auch von Zivilpersonen und jungen Paaren mit Kindern aus der Umgebung, aufgrund des besonderen Feiercharakters (Lieder aus dem geistl.rythm.Liederbuch „Das Lob“) sehr gerne besucht wird.

Für die teilnehmenden Diakone mit ihren Frauen und dem geistlichen Begleiter Prl.Mag.Franz Schrittwieser, war dies ein sehr schöner, erlebnisreicher Tag mit vielen neuen Informationen und Erkenntnissen, der oft sehr schwierigen Seelsorge im Militärbereich, z.B. umfasst die MilPfarre NÖ-4, mit Sitz des Militärpfarrers in Mautern, die Kasernen Mautern, Allentsteig, Horn, Weitra und Mistelbach, die durch den MilSeelsorger betreut werden müssen.

*Militärdiakon Helmut Stockinger Vzlt.R., Allentsteig
Diakon Ferdinand Pitzl, Purgstall*

20 Kandidaten für das Diakonat in der Diözese St.Pölten

Nach dem Tod von Prl.Prof. Dr. Franz Sidl (gest. 17.4.2001) der die Ausbildung der Diakone überhatte, wurde nun diese neu organisiert.

Die Ausbildungsleitung liegt nun in den Händen von Msgr. Prälat Mag. Franz Schrittwieser und Diakon Dir. Fritz Schubböck. Fritz Schubböck ist auch Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft der Diakone der Diözese St.Pölten.

Im Oktober 2002 beginnt nun ein neuer 3 jähriger Diakonatskreis, zu den sich 20 Männer angemeldet haben. Daraus ersieht man das rege Interesse am Diakonat.

Der Diakon ist in der Pfarre ein wichtiger Mitarbeiter im Dienst am Altar und in den verschiedensten Bereichen der Seelsorge.

Bei schönem Wetter trafen sich die Diakone des Tiroler Oberlandes und Vorarlberg am Samstag, den 15. Juni zu einer Dankwallfahrt nach Kronburg. Zuerst fuhr wir mit dem Auto nach Riefenal, Gemeinde Zams und gingen dort in einer einstündigen Fusswallfahrt nach Kronburg. Mit netten, besinnlichen Texten machten wir immer wieder Halt. Eine Freude war die Anwesenheit von wenigstens 3 Diakonen mit Frauen aus Vorarlberg. Schön fanden wir auch, dass sich der Bischöflich Beauftragte der Tiroler Diakone Regens Karl Plangger, der Ausbildungsleiter für den Ständigen Diakonat Helmuth Zipperle und der Dekan von Zams Erich Geir Zeit nahmen mit den Diakonen diesen Nachmittag zu teilen. Ein gemüthlicher Ausklang fand bei der Familie Peter und Rita Thaler in Zams statt.



Text und Foto: Diakon Andreas Sturm

Dokumentation der Tagung der Ständigen Diakone in Österreich im Bildungshaus Schloss Seggau, Diözese Graz- Seckau vom 26 - 28.- 10. 2001

Pastoral in spätmodernen Zeiten

**Eröffnung und Begrüßung aller
TeilnehmerInnen:
Diakon Mag. Franz Wallner**

**Grußwort des Referatsbischofs
Dr. Alois Schwarz:**

Mit Freude grüße ich sie alle zu diesem Zusammensein bei dem ich die Aufgabe habe, solange zu reden bis die Weinkost beginnt.

Wenn Ihnen der Mund trocken wird höre ich auf, dann weiß ich, wir müssen hinübergehen. Aber der Herr Diakon hat mir gesagt, ich brauch nicht so lange zu reden. Die Weinkost kann auch vorgezogen werden.

Heute hat mir ein Pfarrer meiner Diözese gesagt: „Herr Bischof, es war so schön sie zu erleben bei der Diakonenweihe, da hab ich gemerkt wo ihr Herz ist.“ Er hat gemeint bei den Diakonen. Habe mir gedacht, hoffentlich merken Sie es auch heute, dass mein Herz bei den Diakonen ist als Bischof, der in der Bischofskonferenz Referatsbischof ist. Die Diakone sind ja direkt ihrem Bischof zugeordnet. Ich habe ja nur in meiner Diözese was zu reden, was die Diakone betrifft, hier habe ich nur etwas zu sagen. Nur dass das gleich klar ist, ich kann Ihnen nicht alle ihre Wünsche erfüllen, die sie an ihre Diözesanbischöfe haben, kann das nur mir selber sagen lassen, wenn die Diakone aus meiner Diözese kommen, aber ich hör ´ Sie gerne an und bin gerne Sprachrohr in der Bischofskonferenz für ihre Anliegen. Für heute Abend habe ich mir

gedacht, ich übernehme einfach die Aufgabe Ihnen zu helfen und mir zu helfen, dass Sie hier ankommen. Sie haben vielleicht eine lange Reise hinter sich und vielleicht noch keine Zeit gehabt mit der Mutter oder der Schwiegermutter zu telefonieren ob sie mit den Kindern zurecht kommt. Auch dafür wird vielleicht noch Zeit sein zwischen meinem Reden und der Weinkost, so dass Sie dann irgendwie ruhiger da sein können. Es betrifft die, die kleinere Kinder haben, die anderen machen sich sowieso die ganze Zeit Sorgen um die großen Kinder. Na, ich will es Ihnen nur erleichtern, dass Sie hier ankommen und dann wirklich da sind, verstehen Sie. Sie sollen ja die drei Tage da sein. Ich hab es da irgendwie viel leichter. Dass Sie hier ankommen und wir uns miteinander auf den Weg machen. In einem Land wo ich zwischen Abendessen und meinem Auftritt hier noch nachgedacht habe, ob es nicht eine Bibelstelle für die Steirer gibt. Und tatsächlich habe ich eine gefunden, ich lese Ihnen diese vor: *„Wenn der Herr dein Gott dich in ein prächtiges Land führt, in ein Land mit Bächen, Quellen und Grundwasser, das im Tal und am Berg hervorquillt, ein Land mit Weizen und Gerste, mit Weinstock, ein Land mit Ölbaum und Honig, ein Land, in dem du nicht armselig dein Brot essen musst, in dem es dir an nichts fehlt, ein Land dessen Steine aus Eisen sind, aus dessen Bergen du Erz gewinnst, wenn du dort isst und satt wirst und den Herrn deinen Gott für das prächtige Land, das er dir gegeben hat, preist, dann nimm dich in acht und vergiss den Herrn*

deinen Gott nicht." Ich meine, das ist uns aufgetragen liebe Schwestern und Brüder in dem prächtigen Land, in das Gott uns heute geführt hat. Da meine ich alle Nichtsteirer, die hergekommen sind. Die anderen sind ja ohnedies immer in diesem Land, wo die Bäche im Tal und am Berg hervorquellen, steht da.

Wo es einen Weinstock gibt – das werden wir nachher gleich verkosten – wo du dein Brot nicht armselig essen musst, wo die Steine aus Eisen sind und aus dessen Bergen du Erz gewinnst. (Es ist auch ein Diakon vom Erzberg hier) dann vergiss den Herrn deinen Gott nicht. Deshalb sind wir hier und versammeln wir uns hier, um uns zu erinnern an unseren Gott, der mit uns ist, der über Ihr Leben seine Hand gelegt hat und Sie führt. Und diese zuwendende Hand Gottes zu den Menschen versuche Sie ja sakramental zu leben. Menschen mit doppelter Sakramentalität sind da der Sakramentalität der Ehe und der Sakramentalität der Weihe. So aufeinander zugewachsen – einerseits im Sakrament der Ehe, andererseits einander zugewachsen in Weihe. Ich habe erst vor kurzem eine Diakonenweihe gehabt in meiner Diözese im Dom zu Klagenfurt, es hat mich tief berührt, wie da die Diakone vor der Allerheiligenlitanei gelegen sind und hinten sind die Frauen gekniet. Und dann waren die Diakone so vor mir bei der Handauflegung und so im Augenwinkel, so in Sichtweite von mir standen die Frauen an der Seite ihrer Männer in diesem heiligen Augenblick. Hat mich sehr bewegt, wie sich das in einer sakramentaler Ehe jetzt auf Weihe hin im Diakon entfaltet. Sind also Menschen, die etwas von der Berührung Gottes in sich tragen, angerührt sind, von seiner Art den Menschen barmherzig zu begegnen. Das ist uns ja aufgetragen, wir sollen barmherzig sein wie der Himmlische Vater barmherzig ist. Wir sollen also diese Menschenfreundlichkeit unseres Gottes in diese Welt hineinlegen, mit Händen und Füßen und einem guten Wort und einem aufmerksamen Blick und mit einem einfachen Dasein und manchmal mit einem schweigendem Standhalten, weil wir nichts mehr drauf sagen können. Wir sollen durch unser Leben die Aufmerksamkeit Gottes für die Menschen und die Welt hineinleben. Und da werden wir hier in diesen Tagen wieder geschärft, wie denn diese Welt beschaffen ist, wie es denn um diese Welt bestellt ist und wie denn einzelne diese Welt sehen in der wir da sind. Mir geht es darum, dass wir auf dieses zugehen auf diesen Panoramablick, den wir morgen hören werden vom Pastoraltheologen, dass wir im Zugehen auf diesen Panoramablick das richtige Rüstzeug mit haben. Das ist wie bei einer Wanderung, vorhin hat der Herr Diakon gesagt, wo wir stehen und wohin wir wol-

len. Es ist wie man eine Wanderung macht und einen Rucksack packt am Vorabend. Man muss schauen, dass man alles drinnen hat. Und dann schon im Kopf hat wo man morgen dann gehen wird. Und es wird mühsam werden, denkt man vielleicht dann doch. Aber wenn man sich gut ausschläft, denkt man, dann wird man es schon schaffen, denken wir vielleicht. Auch das wird wichtig sein, dass wir die erste Nacht gut ausschlafen und dass wir uns dann einlassen auf diesen Panoramablick. Das fällt leicht hier am Berg heroben hinzu schauen in die Welt in der wir da sind. Wo ich die Diakone dann verstehe als Türöffner für das Evangelium. Die Menschen müssen alleine aufmachen, aber ihnen helfen, dass sie die Tür zu ihrer Seele aufmachen, dass das Evangelium hinein kann. Da muss man einen wachen Blick haben, in welche Richtung die Tür aufgeht. Wenn sie nämlich zu mir her aufgeht, dann muss ich einen Schritt zurück machen, wenn sie hinein aufgeht ist das anders. Das muss ich aber vorher irgendwie erahnen oder schnell registrieren. Wo geht da die Tür auf – hinein zum Menschen oder heraus. Und je nachdem muss ich mich verhalten. Und dieses verhalten wollen wir hier ein wenig lernen in diesen Tagen. Wie können wir uns als Türöffner für das Evangelium auf die Leute zu bewegen und wieder sensibel werden, damit das Evangelium hinkommt in die Herzen der Menschen. Dazu werden wir hier Begegnung haben, wir werden hier beten miteinander, wir werden hier einiges besprechen miteinander, wir werden uns bilden lassen und uns informieren lassen. Und das wird so der Reichtum dieser Tage sein und das ist das, worauf viele von Ihnen und auch ich mich schon gefreut haben. Jetzt dürfen wir einfach da sein, einige Tage, werden gut verköstigt, ich freue mich schon – heute Abend haben wir das schon genießen können. Sie brauchen nicht Geschirr abwaschen, brauchen nicht wegräumen, brauchen nicht überlegen was Sie morgen alles herrichten. Wir werden hier bedient in dem Haus, eigentlich schön. Es ist für uns gerichtet, damit wir wirklich Zeit haben, einander zu sehen, miteinander zu reden, aufeinander zu gehen, ja unser Sensorium für das Öffnen der Türe für das Evangelium zu schärfen, auszutauschen zwischen den einzelnen Diözesen und in der Diözese. Am Anfang rücken wir natürlich in den Diözesen zusammen, so wie beim Abendessen heute sitzen dann die Tiroler bei den Tirolern und die Kärntner bei den Kärntnern. Es ist ja gut so, damit diese wenigstens einmal zusammenkommen, weil vielleicht haben sie sich auch schon lange nicht mehr gesehen. Und dann wird sich das verändern im Laufe der Tage. Wir werden merken, dass wir auch die Vorarlberger verstehen – sa-

gen dann die Steirer vielleicht und die Wiener verstehen auch unseren Dialekt in Kärnten ich muss ja da nicht Dolmetscher sein, es geht ja auch so. Es wird ein aufeinander Zuwachsen sein in diesen Tagen auf die wir uns jetzt einlassen. Es ist eine Mischung zwischen Bildung und Exerziten und geistliches Wort. Wobei, ich glaube mit dem Risiko dürfen wir rechnen, wir wissen nicht, wer von welchem Wort in welchem Augenblick betroffen wird. Kann sein, dass jemand dann am Sonntag sagt: „Na eigentlich, das Wort von der Frau soundso oder von dem Herrn bei dem Glas Wein wird mir immer nachgehen. Und für den anderen war es vielleicht ein Lied, das einer anstimmt. Und für wieder einen anderen ist es vielleicht die Kirche, in die wir morgen hinüberziehen, und noch jemand anderer freut sich über den Sonnenaufgang. Also damit zu rechnen, dass uns Leben zufließt in diesen Tagen, weil das, das Uranliegen unseres Gottes ist, dass wir aufleben, dass wir in seiner Art dieser Welt Lebenskraft geben, im Dienen, im Teilen was wir haben, im Verschenken von dem, womit er uns bereichert. Das ganze geht natürlich nur, wenn wir aufeinander zugehen, auf einander achten, einander sehen, einander wahrnehmen. Das Ganze geht natürlich nur, wenn ich jetzt aufhöre zu reden. – Dankeschön.

Franz Wallner:

Danke für deine Ermunterung zum Weintrinken:

Führung und dokumentierte Verkostung erlesener Seggauberger Weine im Weinkeller des Schlosses Seggauberg durch den Verwalter Diakon Mag. Johann Ranz.

Nächster Tag

Franz Wallner

Wir haben uns vor zwei Jahren Gedanken gemacht über die Gesellschaft in der wir leben. Die ja sehr in Fluss ist. Wir möchte heute versuchen antworten zu finden, wie Pastoral in dieser Zeit aussehen kann, die man gemeinhin Spätmodernen nennt. Und dazu begrüße ich ganz herzlich **Professor Dr. Rainer Bucher** aus Graz und bitte um Ihr Referat.

Professor Dr. Rainer Bucher:

Herzlichen Dank für die freundliche Begrüßung. Sg. Herr Bischof. Sg.. Damen, Sg.. Herren. Die Lage der Kirche in den entwickelten Gesellschaften ist durch zwei fundamentale revolutionäre Entwicklungen gekennzeichnet. Zum

Einen verschieben sich seit dem letzten Weltkrieg in mindestens drei Bereichen zentrale kulturelle Formationen unseres Lebens. Und das völlig unwiderruflich. Wir leben in neuen kulturellen Gegenden. Unter der Benutzeroberfläche unseres Alltags werden ständig neue Programme installiert. Das geschieht interessanterweise knapp unterhalb unsere Wahrnehmungsschwelle. Wenn wir es wahrnehmen ist es schon zu spät. Die Gegenwart, das schon unterscheidet sie von der Moderne, von der Klassischen, ist eine Zeit der Revolutionen, die vorbei sind, wenn wir sie bemerken. Ich möchte drei solche kulturelle Revolutionen einleitend – kurz natürlich, blitzlichtartig – charakterisieren. Da ist zum einen die ökonomische Globalisierung, also die Etablierung eines weltweiten und bislang weitgehend unregulierten Marktes für Kapital, Güter und Dienstleistung. Diese weltweite Globalisierung zwingt letztlich jeden und jede von uns dazu, seine und ihre Arbeitskraft weltweit zu Markte zu tragen, in weltweiter Konkurrenz zu behaupten. Intern, gesellschaftsintern führt das dann im übrigen dazu, dass alle Lebensbereiche zunehmend unter ökonomischer Perspektive gesehen werden. Sozusagen zu einer Interpretation aller Lebenswirklichkeiten unter ökonomische Kalkülen. Das ist ja allüberall bis in die Universitäten hinein zu spüren.

Wir sind zudem Zeugen einer völligen Neuchoreografie der Geschlechterverhältnisse. d.h. erstmals in der Menschheitsgeschichte wird die Zwangskoppelung von Frauenbiografien an Männerbiografien aufgehoben. Das hat es kulturgeschichtlich soweit wir es sehen noch nie gegeben. Oder um es in einem schönen Bild des Bamberger oder Münchner Soziologen Ulrich Beck zu sagen: „Erstmals umkreisen Frauen Männer nicht mehr auf festgelegten Bahnen wie Planeten, die sie bestrahlenden Fixsterne, sondern sie ziehen ihre eigenen Wege. Zumindest könnten sie es. Wenn sie es nicht tun, bleibt es ihre Entscheidung. Zuletzt übrigens weil sie nicht mehr länger von männlicher Alimentation abhängig sind. Was wiederum zu tun hat, dass das erste mal seit ungefähr dreißig – vierzig Jahren in der Menschheitsgeschichte ein ungefähr gleicher Bildungszugang für Männer und Frauen besteht. An Universitäten studieren heute schon mehr Frauen als Männer. Was diese Neuchoreografie der Geschlechterverhältnisse, die man sich nicht dramatisch genug vorstellen kann, durcheinander bringt, sozusagen von der Rentenversicherung bis zu den Modellen des Zusammenlebens, aber natürlich vor allem bis zu unserem eigenen emotionalen Haushalt – das ist völlig unabsehbar. Wir ahnen das alles erst zwischen Oberseminar zu Gender Studies und den

alltäglichen Auseinandersetzungen am Küchentisch.

Und schließlich ist da noch eine dritte Revolution, die der neuen Medien.

Wenn Medien Ausweitungen unserer Sinnesorgane sind, wie einmal ein legendärer Medientheoretiker gemeint hat, und wenn man bedenkt, was Sinnesorgane für uns sind, dann wird klar was das bedeutet, wenn man plötzlich fern sehen, fern sprechen und seine Worte in halbwegs Echtzeit verbreiten kann. Z.B. gilt plötzlich das Ferne ist nah und das Nahe ist fern.

Diese drei Blitzlichter sollen nur eines klar machen, wir leben nicht mehr in der gleichen Welt, in die wir hineingeboren wurden. Unter der Kontinuitätsfiktion, das wäre so, werden wie gesagt die Programme ausgetauscht. Neben diesen kulturellen Revolutionen die ich hier nur schlaglichtartig anreißen kann und die alle drei längerer Betrachtung würdig wären, und die den Kontext kirchlicher Existenz betreffen, aber eben auch sie selbst, denn alle diese drei Revolutionen schreiben sich dem kirchlichen Leben intensiv ein hat sich noch eine zweite Revolution zuge tragen und auf die möchte ich länger eingehen.

Es hat sich das Verhältnis von gläubigem Individuum und kirchlicher Institution radikal geändert. Auf eine Formel gebracht: die Kirche, die katholische Kirche steht seit einiger Zeit unter dem Zustimmungsvorbehalt ihrer eigenen Mitglieder. Auch der Katholik und die Katholikin haben heute die Möglichkeit sich ihre eigenen Muster der Lebensführung, der Weltbetrachtung und der Weltwahrnehmung zusammen zu stellen; und zwar weitgehend sanktionsfrei. Das geschlossene katholische Milieu des Katholizismus, das die Katholikinnen und Katholiken bis in die Mitte der sechziger Jahre hinein, also bis in unsere aller Kindheit hinein abgeschirmt hat von den Pluralitätszumutungen der modernen Gesellschaft, ist zusammengebrochen und auch das unumkehrbar, aus Gründen, die hier nicht zu erläutern sind, die übrigens nichts mit dem Konzil zu tun haben, sondern eher mit den Modernisierungsschüben unserer Gesellschaft in der Mitte des 20. Jahrhunderts. Was sich also gegenwärtig auflöst ist nichts weniger als das, was man die konstantinische Form der Kirchebildung nennen könnte – und zwar mehr oder weniger rückstandslos auflöst.

Konstantinische Formation, das nimmt Bezug auf Kaiser Konstantin und damit auf die Spätantike und viele hundert Jahre. Eine Formation von Kirchenbildung, die Kirche lange Zeit zusammen gehalten hat, oder nochmals anders gesagt, der Kirche steht erstmals seit Jahrhunderten weder ein sozialmoralisches noch ein tran-

szendenten Drohpotential zur Verfügung. Etwas salopper gesagt: ihr steht weder die Drohung mit dem Nachbarn noch die mit dem Jenseits als Handlungsmittel des Zusammenhalts zur Verfügung.

Die Gatter sind offen, die Individuen frei und die alten lebensbestimmenden Institutionen Kirche aber auch andere bekommen ein Existenzproblem. Um weniger handelt es sich nicht. Und in diesen Zeiten predigen, taufen Gott verkünden, Kirche werden. Nun steht es mit der Religion ja gar nicht so schlecht in diesen Zeiten. Überblickt man die neueren Untersuchungen zur religiösen Situation so macht man eine für die Wissenschaft eher untypische Feststellung, nämlich, dass sie relativ übereinstimmen, es lässt sich nämlich entnehmen, die religiöse Situation der Gegenwart, so sagen sie, muss im Kontext des allgemeinen gesellschaftlichen Individualisierungsprozesses begriffen werden. Um es als These zusammenzufassen: Religion verschwindet nicht der späten Moderne, sondern sie individualisiert sich. Ein mittlerweile berühmte Studie aus der Schweiz, 1993 erschienen, hat den sehr sprechenden Titel „Jeder ein Sonderfall“. Die Autoren fassen ihre Untersuchung mit der Feststellung zusammen, ich zitiere: „dass nicht ein Verlust von Religion, wie die Entwicklung von den Kirchen gerne wahrgenommen wird, stattfindet, sondern „eine Neustrukturierung des Religionssystems“ und eine Änderung der Äußerungsformen von Religion. Eine Neustrukturierung des Religionssystems (innerhalb der Gesellschaft) und eine Änderung von Äußerungsformen der Religion. Hinter diesen lapidaren Soziologischen Formeln versteckt sich für die Kirche die Notwendigkeit sich in völlig neuen Kontexten konstituieren zu müssen, entwerfen zu müssen. Dabei vollzieht sich die aktuelle Umstrukturierung des Religionssystems offenkundig, um ein Nietschewort zu zitieren „am Leitfaden des Ichs“ Bei Nietzsche heißt es Leitfaden des Leibes, und auch das gibt es nebenbei gesagt. Das religiöse Interesse der neunziger Jahre und der Jahrtausendwende ist zunehmend ästhetisch und therapeutisch motiviert. Sie können das etwa an einem klassischen Wechsel des populären Leittheologen sehen. Der populäre Leittheologe der siebziger Jahre war Leonardo Boff, der als Religion sozusagen als soziale und politische Motivationsagentur funktioniert hat. Der populäre Leittheologe der neunziger Jahre war Eugen Drewermann. Es geht nämlich in der Religion dem Menschen plötzlich sehr stark um die Erkundung des berühmten inneren Auslands, wenn außen alles bekannt, bleibt noch ein unentdeckter Kontinent, in mir selbst. Ihn mit Religion zu erkunden, interessiert immer Menschen.

Dabei geht es um die Intensivierung der eigenen Existenz, sozusagen auch um Nahrung für den ungestillten Erfahrungshunger. Und dazu stellt sich jeder/jede sein/ihr eigenes individuelles religiöses Erlebniss zusammen. Mir ist sehr wichtig festzustellen, diese Individualisierung der Religion ist nicht Folge egozentrischen Hochmuts, wie es oft unter diesem Stichwort in der Kirche auch kommuniziert wird.

Sondern sie ist unmittelbare Konsequenz einer gesellschaftlichen Situation und der gesellschaftlichen Situation in der wir leben. Man kann sich nämlich nicht oft genug klar machen, spätmoderne Gesellschaften unterscheiden sich fundamental von den Gesellschaften unserer Großmütter und Großväter, vor allem in einem: sie eröffnen Wahlmöglichkeiten, wo frühere Gesellschaftsformationen alles daran gesetzt hatten, sie auszuschalten. Moderne Gesellschaften geben dort Freiheit, wo vormoderne sie verweigerten. Etwa in der Struktur der Biografie, im System des Wissen oder überhaupt im Aufbau des System der Gesellschaft selber. Das heißt, die Gesellschaft in der wir leben, setzt und frei gegenüber all jenen Bindungen, die in vormodernen Zeiten unentrinnbar waren, den Bindungen an eine Konfession etwa, einen Ehepartner, einen Beruf, den Lebensort, die Nation, die Geschlechterrolle, im Kernpunkt sogar des Geschlechts selber. Wir und sie kommen heute aus all diesen Bindungen heraus, das kostet viel Nerven und Geld, aber es ist möglich. Und es geschieht auch allenthalben. Vor allem aber wenn sie in all diesen Bindungen bleiben, der Konfession, des Partners, des Berufs, des Lebensorts, der Geschlechterrolle, der Nationalität, dann wird das für sie heute immer zu einem Akt der Entscheidung. Die Situation verändert sich auch für die, die im Gatter bleiben, wenn das Tor offen ist, nicht nur für die, die rausgehen. Klassisch ist das natürlich bemerkbar bei den Bindungsverhältnissen von Paaren, auch defacto ist heute jede Partnerschaft, sozusagen, wöchentlich ratifikationspflichtig. 40 - 50 % entziehen sich der Ratifikation. Diese Freiheit ist freilich nicht nur Lust, sondern auch bekanntlich eine ansehnliche Last, denn sie produziert viele viele Belastungen für das Individuum. Zwei möchte ich benennen. Die eine Belastung ist, wenn sie sich entscheiden können, entscheiden sie sich auch, bekanntlich auch wenn sie sich nicht entscheiden, d. h. sie sind plötzlich für ihr Leben in einem hohen Maß verantwortlich. Sie haben das Studium gewählt, oder den Beruf, oder die Ausbildung, sie haben den Partner gewählt. Und wenn es nicht gut geht, müssen sie sich das anrechnen. Wenn sie wie früher normalerweise, kaum den Partner, nicht den Beruf, nicht die Religion, alles das nicht ge-

wählt haben sind sie auch nicht dafür verantwortlich. Ehen konnten in gewissem Sinn früher nicht scheitern, nicht nur weil es sozial unmöglich war, sondern weil Ehe kein Projekt war, sondern die Pflicht. Heute ist Ehe ein Projekt, also kann es auch scheitern. Das gilt für alles. Wir sind plötzlich in einem ungeahnten Maße verantwortlich für unser Leben, was sehr sehr viel und in gewissem Sinn auch Last produziert. Eine zweite Last steckt in diesem System, nämlich, das hat Gerhard Schulze mit seiner berühmten Studie über die Erlebnisgesellschaft heraus gestellt. Diese Lebensform in unserer Kultur produziert einen einzelnen, einen unterschwellig aber massiven Imperativ und der heißt: „Erlebe dein Leben“, und zwar mit der Betonung auf dem Possisivpronomen. Erlebe DEIN Leben - mach was draus.

Die Aufgabe unsere Großmütter war nicht, aus ihrem Leben was zu machen, sondern eine Pflicht zu erfüllen, eine Rollenpflicht. Für uns wird das Leben zum Projekt und zwar zu einem unverwechselbaren dir - und nur dir gehörendem Projekt. Spätestens seit den siebziger Jahren greift diese gesellschaftliche Individualisierungstendenz auch nach den Katholikinnen und Katholiken. Oder anders gesagt, die gegenwärtige Individualisierung und Pluralisierung, selbst noch der Religion krönt noch die Individualisierungstendenz der Moderne, die selbst - ich sage es noch einmal - kein individuelles Schicksal ist, sondern eine kollektive Verpflichtung. Wir sind zur Selbsterstellung unserer Biografie verdammt, es gibt überhaupt keine andere Wahl. D.h. aber für die Religion, die Individuen verlassen zur Zeit gerade auch in Sachen Religion alle schlüsselfertigen Sinngebäude und basteln sozusagen an eigenen individuellen Wohnmobilen zur Bewältigung ihrer Lebenswegstrecke und sie haben eigentlich auch gar keine andere Chance. Und das Neue für die Kirche ist, das gilt seit ungefähr 30 Jahren auch für die praktizierenden Katholikinnen und Katholiken.

Nun trifft die skizzierte gesellschaftliche und religiöse Situation unsere Kirche in einer ausgesprochen ungünstigen Lage, denn sie steckt mitten in der Krise ihres letzten Krisenbewältigungssystems. Mit diesem Krisenbewältigungssystem hatte sie auf ihre Krise am Beginn des 19. Jahrhunderts reagiert, als die bürgerliche Gesellschaft das erste Mal Gesellschaft religionsneutral entwirft. Bekanntlich lebte die Katholische Kirche von der französischen Revolution bis zum II. Vatikanum in einer untergründig und bisweilen dann auch ganz offenen Gegnerschaft gegen das Projekt der bürgerlichen religionsneutralen Gesellschaft. Wie hat sie darauf reagiert. Ich möchte dazu eine Ikone, ein

Bild zeigen. Sie hat reagiert, indem sie sich als fester Fels in den wogenden Wellen, im wogenden Meer der Abgrundtiefen und Grundlosen entworfen hat.

Das 19. Jahrhundert wird bekanntlich für die kath. Kirche zum Zeitalter einer bislang einmaligen Zentralisierung. Womit sie übrigens, was nicht zu übersehen ist., der Logik des sich zentralisierenden Staates folgt. Diese Zentralisierung von Kirche zeigt sich sozusagen als Konsequenz ihres gesamtgesellschaftlichen Einflussverlustes, Kirche verdichtet sich zu einem spezifischen hochstrukturierten Lebens- und Schutzraum innerhalb der nun modernen dem Glauben gegenüber mehr oder weniger gleichgültigen Gesellschaft, Ziel der Kirche ist es, und sie sehen das an diesen, ihre Mitglieder zu schützen vor der sie umgebenden modernen Gesellschaft. Man war der Fels in der Brandung der Moderne, die Königin der Seelen, die Führerin auf den schweren Erdenpfaden ihrer Kinder. Das sind Zitate, das ist ein Bild aus einem Erbauungsbuch des Regens von Chur vom Jahr 1907 mit dem Titel „Warum ich meine Kirche liebe“. Die Spannung zwischen der modernen Kultur, den kirchlichen Prinzipien Binnenkultur wurde durch spezifische Abschottungsmechanismen bearbeitet – sie sehen sie hier grafisch dargestellt. Gerade in der konfessionell gemischten deutschen Gesellschaft oder in der durch einen starken Sozialismus geprägten österreichischen Gesellschaft, wurde der Katholizismus zu einer in sich geschlossenen Formation. Ein Ziel war es zum Beispiel, dass sich der Alltag der oder des Einzelnen weitgehend unter Konfessionsgenossen abspielen sollte, man eben nicht durch irritierende Kontakte zu anderen ideologischen Trägern verunsichert werden soll.

Man kann diese Krisenbewältigungsstrategie der Kirche in Reaktion auf die moderne bürgerliche Gesellschaft als konservative Modernisierung beschreiben. Ihr Ziel war, wenn schon nicht mehr die Gesellschaft als Ganze kirchlich zu normieren ist, dann muss die nun entstehende Pluralität der Gesellschaft wenigstens vom kirchlichen Binnenbereich, wie hier zu sehen, abgeschottet werden. Und das gelang auch bis vor kurzem. Wobei um das Bild abzurunden es eben nicht nur um diese Abschottung ging, sondern auch um Heimat. Das soll der zweite Teil jetzt zeigen.

Ich möchte nur einen ganz kurzen Abschnitt zitieren. „Und liebend schlang der Efeu seine Ranken um dieses Baumes – der Kirche – graue Wetterflanken und wispert leise, Herrin ich bin dein. O Kirche Gottes, Königin der Seelen, lass mich heute als Führerin dich wählen, lass mich dankbar wie der Efeu sein.“ Diese

Abschottung nach außen entspricht auch eine Beheimatung und Annahme und eine Wärme nach innen. Es war also nicht nur diese Härte, es war auch diese Beheimatung. Es gelang, ein alle Lebensbereiche und Lebensphasen des katholischen Lebens umfassendes Netz von Sozialbeziehungen aufzubauen, das System lief im Wesentlichen darauf hinaus, den Einzelnen vom Problemdruck, was es heißt angesichts der Moderne katholischer Christ oder Christin zu sein, durch zentrale Vorgaben zu entlasten. Diese Strategie einer konservativen Zentralisierung und Modernisierung der Kirche war nun allerdings an Voraussetzungen gebunden – jetzt komme ich wieder auf diese Achsezeit – welche und das haben die Kollegen Karl Gabriel und Franz Xaver Kaufmann wie ich finde, ganz überzeugend nachgewiesen, seit einigen Jahrzehnten nicht mehr aufrecht zu halten sind. Vor allem setzt dieses Modell voraus, dass es in der pluralen Gesellschaft weiterhin so etwas wie geschlossenen Inseln und Großmilieus geben kann, wo einheitliche Denk – und Lebensmuster noch funktionieren. Die Industriegesellschaft im Stadium der endgültig durchgesetzten Moderne löst solche traditionellen Reservaträume aber auf. Und auch dazu möchte ich ihnen noch zwei Kurven zeigen

Sie sehen, die Kurve geht von 35% auf ungefähr 17 %, in Deutschland geht die Kurve übrigens von 50% auf 17%, das interessante an dieser *Kurve Sonntagskirchgang* ist ja, dass diese Kurve offenkundig mehr oder weniger stetig verläuft, völlig unabhängig von gesellschaftlichen, politischen und innerkirchlichen Vorgängen. Sie ist offensichtlich nicht abhängig von irgendwelchen, weder positiven wie dem Konzil, noch problematischen wie es in der österreichischen Kirche der 90iger Jahre war, Vorgänge, sondern das zeigt längerfristige Trends. In der deutschen Kirche war das genauso. Das ist bei einem für das katholische Kirchenrecht und Volksfrömmigkeit und Bewusstsein eine der wichtigsten Kennzahlen der Partizipation an Kirche, nämlich: gehe ich am Sonntag in die Kirche - ist das natürlich ein offenkundig durch keine pastorale Strategien aufzuhaltender Vorgang. Es zeigt übrigens auch, wenn man die unterschiedlichen österreichischen Diözesen zeigt, dass sie alle in den 50iger Jahren ganz unterschiedliche Kirchgangsquoten hatten und heute alle in einem Bereich von +/- 5% liegen. Noch zwei andere: Hier sehen Sie Priesterweihen pro eine Million Katholiken in Österreich, in den 60iger Jahren haben Sie Zahlen von 40, jetzt haben wir so Zahlen von 5 und 8. Wenn Sie daran denken, dass die Generation die in den 60iger Jahren geweiht wurde, jetzt so langsam auf das Dienst-

ende zukommt, sehen Sie, welche radikaler Einbruch bevorsteht.

Ich zeige Ihnen diese Kurven nicht, um Sie zu erschrecken, obwohl sie erst einmal für die Zukunft von Kirche erschreckend sind, sondern ich zeige sie Ihnen, um zu belegen, wie wir leben nicht nur in neuen kulturellen Gegenden, sondern es hat sich – das war meine These – das Verhältnis zwischen Individuum und kirchlicher Institution grundlegend verändert. Und einige der Folgen davon sind hier zu sehen.

Die Auflösung des geschlossenen katholischen Milieus und das ist mir noch einmal wichtig zu sagen, ist Folgeerscheinung einer ungewöhnlich mobilen, differenzierten und überaus funktional organisierten Gesellschaft, die den Einzelnen jetzt frei setzt gegenüber allen ehemals normierenden Institutionen und eben auch der Kirche. Geschlossene Räume, bisweilen wird ja versucht sie wieder aufzubauen, lassen sich prinzipiell in ihr nicht länger behaupten.

Der Kern der gegenwärtig überall spürbaren Identitätsprobleme unserer Kirche liegt meines Erachtens daher in den immer noch unaufgearbeiteten Folgen der Entmonopolisierung der Kirche. Ein Monopolverlust, der die Kirche ungefähr ab den 70iger Jahren in die Modernisierungskrise brachte, in der sie immer noch steckt. Das ist auch nicht ganz unverständlich. Z.B. bedeutet es, dass die Eingangs geschilderten drei revolutionären, kulturellen Entwicklungen jetzt auch voll in die Kirche hinein schlagen. Das gewandelte interne Verhältnis von Individuum und Institution zwingt also die Kirche sich in ihrem eigenen Inneren mit jenen rasanten kulturellen Entwicklungen der Gegenwart zu beschäftigen, mit denen sie sich eigentlich Jahrzehnte nicht auseinandersetzen brauchte, weil die Kirche ein gerade diese modernen kulturellen Herausforderungen abschließendes Milieu aufgebaut hat.

Auf diese Situation hat mein Fach, die Pastoraltheologie in den 70iger Jahren sehr schnell reagiert. Man kann uns viel nachsagen, aber schnell sind wir meistens. Und sie hat mit einem ungeheuer erfolgreichen Konzept reagiert, nämlich dem des Konzepts Gemeinde. Sie wissen, in den 70iger Jahren hat etwa hier in Österreich Ferdinand Klostermann ganz stark eine gemeindeftheologische Forcierung vorangetrieben. Meine These ist nun, dass war sozusagen schon die schnelle Antwort auf den absehbaren Untergang des alten geschlossenen katholischen Milieus. Um gleich einen ganz berühmten Satz zu zitieren aus der offiziellen Handreichung Pastorale aus dem Jahr 1970: „Unsere Pfarreien müssen zu Gemeinden werden.“ Die Gemeinde, das sollte jetzt die Kirche der Zukunft sein. Die

argumentativen Fronten waren ziemlich klar, ich denke sie werden sich erinnern. Pfarrei, das war sozusagen die unterste Verwaltungseinheit des alten traditionell, eher subjektmissstraurischen Kirchensystems. Das war sozusagen apersonal, traditionsbestimmt, subjektfern und juristisch. Gemeinde das war jetzt personal aufgeladen. Das war lebensnah, intensiv, voll brüderlicher und etwas später auch voll schwesterlicher, verbundener, engagierter Christen. Es winkte sozusagen das Versprechen einer Kontrastgesellschaft gegen sowohl, die bürokratisierte, versachlichte zweckrationale Aussenwelt, aber auch eine Kontrastgesellschaft gegen die alte, traditionelle römisch-katholische Welt, wo es praktisch nur den Kleriker gab. Dieses Konzept hatte viel für sich und machte drei attraktive Versprechen: Es versprach erstens, sozusagen dieses alte geschlossene katholische Milieu der pianischen Epoche zu überwinden. Es versprach zweitens einen anspruchsvollen Kongregationsweg des Christlichen aufzuzeigen und drittens sozusagen in den Modernitätsstrudeln der Gegenwart mit anderen gleichfalls gegenwartssensiblen Christen auch finden zu können. Dieses Gemeindekonzept machte drei Versprechen und die waren alle sehr ehrenhaft. Ein Befreiungsversprechen vom alten Katholizismus, ein Kongregationsversprechen des Christlichen und ein Identitäts- und Gemeinschaftsversprechen. Und bekanntlich haben viele, wir alle wahrscheinlich in dieses Gemeindeversprechen investiert.

Und dennoch angesichts der religiösen Situation der Gegenwart wird man feststellen müssen, dass auch dieses Konzept offensichtlich in eine Krise gekommen ist. Denn es leidet, wie die alte traditionelle Pfarrei an einem grundlegenden Verarbeitungsdefizit von Pluralität. Das alte Pfarreikonzept konnte die Pluralität überhaupt nicht denken und bestenfalls als Disens, als Abweichung, denunzieren. Das forciert gemeindeftheologische Konzept aber neigt dazu in einem sanften aber wirksamen Autoritarismus der verordneten Harmonie einen enormen Vereinheitlichungsdruck zu erzeugen, dem sich immer mehr Menschen entziehen. Wir müssen aber akzeptieren, niemand kann heute irgend jemanden dazu zwingen sich seinen religiösen Erfahrungsort ausschließlich oder auch nur primär in einem sozialen Raum oder gar noch an seinem Wohnort zu suchen. Die Gemeinden werden, das muss man sich vorstellen, von selbstverständlich aufgesuchten, Religion integrierenden Orten zu einem von vielen möglichen religiösen Erfahrungsorten im religiösen Erlebnisfeld der Individuen, auch der Katholiken und Katholikinnen.

Oder noch einmal gesagt, nicht mehr die

Gemeinde ist der soziale Mikrokosmos der persönlichen Religion, sondern die weitgehend erst einmal vom eigenen Individuum her entworfene Religion ist der Kosmos nach dem man sich dann die religiösen Erfahrungsorte sucht, unter anderem vielleicht auch eine Gemeinde. In Köln z.B. können Sie beobachten, dass sich die Gemeinden dort nach Spiritualitäten differenzieren: von Opus Dei bis Pater Menekkes, einem Kollegen und Künstler, der, ich finde eine sehr interessante, aber relativ elitäre Kunststation aus seiner Pfarrei gemacht hat, finden Sie alles. Und der Kölner Katholizismus differenziert sich danach aus. Es gibt auch Lefebvre- Nahe und das normale Mittelfeld auch. Hat das noch etwas zu tun mit unserem normalen Gemeindebegriff? Diese Umkehr ist epochal und eine Folge der religiösen Situation der Gegenwart und sie wirft auch große Probleme auf. Ich sage nicht, dass das von vornherein gut ist, es ist so und das müssen wir akzeptieren.

Ein Problem ist z. B., man wird sofort fragen, in dieser sehr vom Individuum und vom Ich her zentriert arbeitenden Form von Religion, wo bleibt da der kritische, prophetische, auch das eigene Ich kritisierende Charakter von Religion. Dass Gemeinde weder den Wärmetod eines sanften Harmoniedrucks, noch den Kältetod religiöser Repression sterben darf, das ist uns klar, aber darf es dann in der Beliebigkeit eines kundenorientierten Marketingverhaltens verkommen, wo sozusagen dann jetzt Gemeinden oder wir alle religiöse Erlebnisintensitäten verkaufen.

Christentum lernt man in Gemeinschaft, braucht Gemeinschaft, lebt in Gemeinschaft und kommt nur in Gemeinschaft zu sich selbst. Und auch die Gemeinde als Sozialisationsort christlicher Lebensführung, naher Erfahrungsort von Religion von Wort und Tat wird die zentrale Sozialform mittlerer Reichweite der Kirche bleiben, nur das beantwortet nicht die Frage wie sie heute zu gestalten ist im Gesamt der Kirche unter diesen Bedingungen.

Ich möchte klar stellen, es nützt der Pastoral nichts, mit emphatischen Konzepten über die Herausforderungen, die die gesellschaftliche und religiöse Situation der Gegenwart stellt, sozusagen hinweg zu gehen. Nur weil wir auf all diese Herausforderungen keine unmittelbaren Antworten haben, gibt es die Gefahr, dass wir uns in Antworten von gestern flüchten und diese grundlegende Situation des Neuen, das wir erst entdecken müssen, und das wir auch in der Pastoraltheologie nicht einfach haben, dieses Neue, wie wir mit diesen Situationen kreativ umgehen, die auszuhalten in ihrer ganzen auch ersten Vorläufigkeit. In revolutionären Situationen – und

ich betone diese Wort ganz zu Recht- Revolution heißt, das Unterste kehrt sich zu Oberst – kann man nicht davon ausgehen, dass man schon weiß, wie es weitergeht, man muss dann zu dieser Situation stehen. Freilich- und damit komme ich zu meinem zweiten Teil - man muss sich Prinzipien klar machen, wie man diese Situation bestehen könnte.

Das Volk Gottes Werden: Die Kirche und ihr Handeln Die Aufgabe der Kirche

Deswegen möchte ich ein Stück zurücktreten und fragen: „Warum gibt es Kirche eigentlich, was ist das, weswegen es uns gibt, was wir nicht verraten dürfen, nicht in den größten Umwälzungen.“ Dass Kirche nicht für sich selber das ist, das dürfte ziemlich klar sein, sie ist nicht einfach da, um eine schöne Institution zu sein, sie hat einen Auftrag zu erfüllen. Welchen?

Das letzte Konzil hat dafür fulminante Formulierungen gefunden, Formulierungen, die ich für noch überhaupt nicht – wie vieles in diesem Konzil – auch nur annähernd ausgeschöpft finde. Ich möchte an diese Formulierungen erinnern.

Das Konzil stellt der Kirche nämlich sehr grundlegende Aufgaben und in revolutionären Zeiten muss man sich auf Grundlagen besinnen. Eine davon ist die, was das Konzil in *Lumen Gentium* 1 über die Kirche sagt, nämlich: „Sie ist Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ und – *Gaudeum et Spes* 45 – „sie soll das allumfassende Sakrament des Heils sein“ – jetzt kommt eine wunderschöne Formulierung – die Grundlage der ganzen Pastoraltheologie – „das allumfassende Sakrament des Heils, welches das Geheimnis der Liebe Gottes zu den Menschen zugleich offenbart und verwirklicht.“ Wozu gibt es also Kirche? Es gibt Kirche um Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit zu sein, um ein Sakrament des Heils zu sein, welches das Geheimnis der Liebe Gottes zu den Menschen offenbart und verwirklicht. Die Kirche offenbart diese Liebe indem sie sie verwirklicht in Wort und Tat in Hingabe und etwa auch institutioneller Selbstlosigkeit. Es geht in der Kirche um die Erfahrbarkeit dieses Gottes und um sonst nichts.

Prinzipien kirchlichen Handelns

Was heißt das konkret in dieser Situation? Ich möchte einen konziliaren Satz mit Ihnen näher betrachten in diesem zweiten oder dritten

Teil, den sie wahrscheinlich schon tausend Mal gehört haben und der so etwas wie eine pastorale Ornamentik bei uns darstellt: es ist der erste Satz von Gaudium et Spes und er lautet bekanntlich: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art sind Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi.“ Ich möchte aus diesem Satz, sozusagen aus diesem Präludium, diesem Einleitungssatz, der Pastoral Konstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils einige Grundprinzipien für die Bewältigung dieser kirchlichen Situation ableiten. Sie betreffen zugleich etwas, das selten in diesem Zusammenhang bearbeitet wird, leider. Sie betreffen spirituelle Grundhaltungen und operationale Prinzipien unserer Pastoral zugleich. Denn eine Pastoral, die nicht aus der spirituellen Grundhaltung derer, die sie tragen erwächst, bleibt Technokratie.

„Freude und Hoffnung, Trauer und Ängste der Menschen von heute, besonders der Bedrängten aller Art sind Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi.“

Das erste Prinzip, das daraus spricht, ist ganz klar: Kirche hat Solidarität mit den Orientierungsproblemen der Menschen von heute zu üben. Kirchliches Handeln hat solidarisch zu sein mit den Orientierungsproblemen der Menschen heute, das ist der offenkundige, ins Auge springende Sinn dieses Satzes; d.h. auch dort wo die Kultur dieser Gegenwart kritisiert werden muss, muss dies im Zeichen einer grundsätzlichen Solidarität mit den Menschen von heute geschehen. Es geht um deren Rettung in der Kirche. Wir wissen als Volk Gottes von vornherein nicht besser als die anderen und wir sind von den selben Problemen belastet, wie alle Menschen, aber wir haben den Glauben an den Gott Jesu - und weiter eigentlich nichts - als die Quelle der Erneuerung, der Hoffnung und der Solidarität einzubringen.

Damit wird aber auch klar, dass all das, was diese Kirche als Problem mit ihrer Gesellschaft verhandelt, nämlich dass sie institutionell in völlig neue Kontexte kommt, wird eigentlich - nicht unwichtig - aber merkwürdig sekundär. Es geht nicht um die Frage ob sich die Kirche in unserer Gesellschaft von beschleunigtem Wandel, von Wahlbiografien statt Standardbiografien, von Nichtkontrollierbarkeit dieser Gesellschaft. Ob sie sich in ihr konstituiert und selber hält und ob sie das kann. Sie hat das um der Menschen und um ihrer Botschaft willen zu tun, dazu ist sie da, sie kann sich dem gar nicht entziehen, außer um des Preises des eigenen Autoritätsverlustes. Die Solidarität mit den Menschen von heute zwingt sie in diese Gesellschaft hinein und

zwar ohne wenn und aber und ohne inneres Re-sentiment. Gerade die Kirche in den Ländern der entfalteten Moderne haben hier noch viel vor sich denn die Kirche beginnt eben erst das Leben ihrer eigenen Mitglieder in diesen neuen Gegenden zu verstehen. Oder was versteht die Kirche von den modernen Frauenbiografien, die es seit zwanzig, dreißig Jahren erst gibt? Die primär weder auf Mutterschaft oder Jungfräuschaft hinauszielt, sondern auf andere Werte. Was versteht sie davon und wo versteht sie was davon? In den Gemeinden, in den Sozialberatungsstätten etc., da gibt es auch sehr große Kompetenzunterschiede.

Welche Anforderungen stellt überhaupt das Leben in der entfalteten Moderne, etwa in der Bewältigung von Passageproblemen, von Bindungsproblemen, von Wertbildungsproblemen, von Scheiternsverarbeitungen? Das sind ganz andere Probleme als die unserer Großmütter. Das Problem unserer Großmütter und Großväter war: Wie erfülle ich einen Pflichtenkanon - unser Problem ist, wie bekomme ich in die Fragmente unseres Lebens überhaupt so etwas wie eine zustimmungsfähige Einheit hinein. Wo ist Kirche solidarisch bei den Problemen der Menschen heute? Und wie muss eine Kirche aussehen, die in diese Kultur das Evangelium Jesu hineinspricht?

Die zweite Perspektive:

Das Konzil nennt nun bereits in diesem ersten Satz ein entscheidendes Kriterium des eigenen Handelns - oft überlesen - aber völlig deutlich zu entdecken, nämlich: „besonders der Armen und Bedrängten aller Art.“ Das ist sozusagen der konziliare Sitz der Option für die Armen. Es gibt ein entscheidendes Kriterium der Solidarität der Kirche mit den Menschen dieser Gesellschaft, und zwar die Perspektive der Armen und Bedrängten. Das ist die Richtschnur für die prophetische Interpretation der Gegenwart. Kirche kommt nicht drum herum - so schwer es uns auch als Mitglieder einer reichen Kirche fällt - zu aller erst die Perspektive der Armen und Bedrängten zu vertreten, und sie tut es ja auch. Kirche ist nicht dazu da, ihrer eigenen institutionellen Logik zu folgen, sondern das Evangelium vom Gott des Jesus von Nazareth zu verkünden und das ist nun einmal ein Gott des Lebens und der Armen. Das ist für uns eine Provokation, eine der wir uns stellen müssen. Gerade deshalb dürfen wir mit dieser Gegenwart nicht eins zu eins affirmativ einverstanden sein, denn diese Gegenwart kennt Entrechtungs- und Marginalisierungsprozesse mehr als genug. Diese sind präzise zu deuten und zu interpretieren, auf allen Ebenen der Kirche, d.h. von denen die sie betrifft. Die herrschende Marktmetaphysik

etwa bedarf mindestens ebenso der Kritik, wie die vormoderne religiöse Metaphysik. Die moderne Menschenrechtsrhetorik war bisweilen ebenso schal, wie es die Rede des Kommunismus vom Vorrang der Arbeiterklasse war. Und die mediale Banalisierung unserer Existenz hinein in eine konsumistische RTL Kultur verrät natürlich den Menschen ähnlich heuchlerisch wie früher manche religiöse Unterdrückung es tat. Die Perspektive der Armen und Entrechteten ist eine Evangeliumsperspektive, die, wenn die Kirche sie nicht einnimmt, sie ihren eigenen Auftrag verfehlt.

Kirchliche Arbeit hat dabei konkret zu sein in Kritik und Hilfe, in Zustimmung und Ablehnung, sie hat Menschen weiter zu helfen nicht zu verurteilen. Das geschieht ja auch allenthalben, was die Caritas tut ist ein konstitutiv kirchlicher Vollzug. Mir fehlt z.B. die Würdigung dieser Tatsache seitens der Gemeinden. Wann hat eine Gemeinde z.B. das letzte Mal eine Caritasberaterin für Lebensfragen eingeladen etwas zu sagen über die Situation von Frauen oder von Jugendlichen vor Ort, am Familiensonntag etwa?

Dritte Perspektive: Für das Vertrauen in den Reichtum des Volkes Gottes.

Aus diesem Eingangssatz von Gaudeum et Spes – Freude und Hoffnung – spricht aber auch ein angemessenes Selbstvertrauen der Kirche. Das Volk Gottes traut sich die Leistung dieser Solidarität des Evangeliums mit der Gegenwart zu. Das ist natürlich eine Frage nach der Spiritualität, also nach der Lebenskraft und Konkretheit unseres Glaubens. Und das ist mir auch eine wichtige Option in all diesen Wandlungsprozessen. Es ist niemandem erlaubt, das Volk Gottes in seiner mühsamen Aufgabe, diesem Gott zu folgen, in der Gegenwart zu verachten. Nur weil die Kirche, weil wir als Institution in diesen rasanten Wandlungsprozessen tatsächlich massive Probleme bekommen wird trotzdem auch in unserer Gegenwart vom Volk Gottes geglaubt, geliebt, gestritten, gelitten um des Himmelreiches Willen. Es gibt bei uns in der Kirche, übrigens „links wie rechts“ so eine latente Verachtung der realen Glaubenskraft des Volkes Gottes, bloß weil die institutionelle Representanz sozusagen ins Wackeln kommt und weil viel dieser Vorgänge sich offensichtlich völlig neu strukturieren müssen ist doch unser aller Leben nicht glaubenslos, hoffnungslos, lieblos geworden. Ich plädiere deswegen nachdrücklich, auch im Ansatz an diesen ersten Satz von Gaudeum et Spes, der sich diese Kraft zutraut, für ein größeres Vertrauen in den realen Glaubensreichtum des Volkes Gottes, für mehr Respekt vor der Glaubensstärke der Christinnen und Christen, übrigens

auch ganz unterschiedlicher spiritueller Tradition. Was wissen wir denn, welchen Glauben, welche Hoffnung, welche Liebe Menschen aufbringen in den täglichen Mühen ihres Lebens, oder aufgebracht haben am Ende ihres Lebens, wenn sie als alte Menschen vor uns stehen. Wo gibt es in der Kirche Räume wo wir dieser Lebens- und Glaubenskraft zu ihrem Recht verhelfen, wo sie ausdrücklich wird., Ich persönlich bin kein großer Freund von großen öffentlichen Glaubensbekenntnissen und Glaubensbezeugungen, das ist meine persönliche Tradition. Aber diese Glaubenserfahrungen der heute alten Menschen, die soviel mitmachen mussten, soviel getragen haben – wo ist die Kraft diese Glaubens in ihrer ganzen Gebrochenheit aber auch Stärke, wo wird sie gewürdigt. Gibt es bei uns Orte, wo wir uns über die Hoffnungen aber auch über die gescheiterten und schuldhaften Phasen in einer guten Weise austauschen können? Wir haben da wenig Erfahrungen. Ich plädiere da eher für kleine, geschlossene, vertrauensvolle Räume, als für die großen pathetischen, aber für diese plädiere ich sehr.

Niemand hat das Recht, das Volk Gottes in seiner schwierigen Situation zu verachten. Kirche wird nämlich das Volk Gottes in ihrem konkreten Handeln heute.

Was wissen wir denn vom Leben der Mitchristinnen und Mitchristen und übrigens auch von ihrem Sterben. Wie will man denn solidarisch und prophetisch sein in und mit dieser Kultur, wenn wir es nicht einmal untereinander sind in der Wahrnehmung.

Für die Option in diesem ersten Satz, für eine Ordnung des Pluralen in Prozessen der Kirchenbildung fordert dieser Eröffnungssatz die Solidarisierung mit den Menschen unserer Zeit. Deren Lebensentwürfe aber sind plural, die Menschen leben unterschiedliche Leben und wir mit ihnen. Das stellt Anforderungen an uns, denn unsere Solidarität darf niemanden ausschließen. Sie muss sich deswegen in vielfältigen und pluralen Formen erweisen. Ich glaube daher, dass die Räume in denen Kirche sich zukünftig bilden wird, zunehmend offen Ränder haben muss, zeitlich wie örtlich auch flüchtig sein kann. Stichwort: es gibt Citypastoral- und Passantenpastoralentwürfe. Intensität und Flüchtigkeit müssen sich unter den Bedingungen strukturell erzeugter Individualität nämlich nicht widersprechen, in gewissem Sinne bedingen sich sogar Intensität und Flüchtigkeit. Wenn viele zusammen ihren je eigenen Weg gehen, können sie das nur, wenn man sie gerade nicht in feste Kohorten, Gruppen und Abteilungen steckt. Aber es fehlt in unserer Kirche an einer wechselseitigen Kultur der Anerkennung kirchlicher Orte als Orte des

Volkes Gottes. Diese institutionellen Wandlungsprozesse, die ich kurz geschildert habe erzeugen sozusagen zur Zeit sozialpsychologisch einen Überschuss an Depressivität und d.h. auch an Ressentimentenerfahrungen, an Ablehnung der anderen. Wir brauchen eine Kultur der Anerkennung kirchlicher Orte als Orte des Volkes Gottes, und d.h. eine Kultur der kritischen Solidarität zu einander. Kritische Solidarität, d.h. weder eine Kirche in der Einforderung der Kommunion für die Prozesse der Kommunion steht, noch eine Kirche, wo wir alle nichts mehr miteinander zu tun haben, sondern eine Kirche, wo wir unsere unterschiedlichen Spiritualitäten, Lebensentwürfe, Lebensformen, Ansätze in etwas wie einen kreativen Kontrast miteinander bringen. Ich glaube, dass wir da noch viel zu lernen haben an Mentalität und Kultur, aber eines ist klar: es genügt nicht über eine über Rhetorik und Kirchenrecht eine Fiktion der kirchliche Einheit aufrecht zu erhalten, unter deren Oberfläche sich ganz reale Desintegrations- und Auflösungsprozesse vollziehen. Nur erwiderte Anerkennung, real erfahrene Anerkennung durch den anderen erzeugt in unseren Zeiten noch Übereinstimmung. Reale Übereinstimmung – Kommunion – kann nicht inszeniert werden, sie muss in ihren realen Erfahrungs- und Zustimmungsprozessen erlebt werden können, alles andere sind potemkinsche Dörfer.

Fünftens: Was die Menschen, denen unsere Solidarität gilt, von den Mitgliedern der Kirche unterscheidet, also von uns unterscheidet, das ist ebenfalls im ersten Satz von Gaudeum et Spes gesagt, nämlich: „wir sind Jünger und Jüngerinnen Christi.“ Das ist sehr lapidar, das ist sehr schön gesagt und es ist unwahrscheinlich anspruchsvoll. Was heißt es heute ein Jünger, eine Jüngerin Christi zu sein? Es stimmt, wir sind nicht nur JüngerInnen von dieser Welt, sondern auch jener Welt, deren Christus Jesus von Nazareth ist. Was könnte es aber heißen, JüngerInnen Christi zu sein. Das ist der Ort, an dem die christliche Pastoral, jede Pastoral ihren personalen Knackpunkt kommt. Ohne die eigene Beantwortung dieser Frage ist keine Pastoral möglich. Wir haben in der Pastoral nichts anderes als unseren Glauben als Mittel in der Hand mit dem wir arbeiten. Deswegen muss es unsere Frage sein und unsere Antwort. Niemand kommt herum, diese Antwort zu geben, aber niemand kann auch diese Antwort für den anderen geben.

Ich möchte ihnen ganz kurz meine Antwort geben, die wie vielleicht für Theologieprofessoren relativ abstrakt ist, aber halt meine ist. Was ist das besondere an diesem Gott Jesu? Ich glaube, dass er ein Gott ist, der uns absolut nahe kommt und uns gerade in diesem Prozess

die absolute Freiheit schenkt. Das Heilige des Neuen Testaments ist die Menschwerdung Gottes, und es ist die Menschwerdung Gottes und es ist eine Menschwerdung durch und in Nächstenliebe. Das aber heißt, der Gott des Christentums ist ein Gott des Diesseits, der uns hier eine Hoffnung geben will nicht zu ersticken an der eigenen Lieblosigkeit. Wir kennen ein Jenseits, unser Gott eröffnet Horizonte, die über uns hinausgehen, aber das ist das Jenseits eines ganz konkreten Diesseits, sozusagen kein monistisches, absolutistisches Jenseits, sondern in diesem Jesus ist das Jenseits meines Lebens. Und zwar als etwas, was wir alle nicht hinbekommen und worauf wir nur hoffen, was auch irdisch überhaupt nicht möglich ist, als Zusammenfall von Liebe und Gerechtigkeit. In unserem Leben trennen sich Liebe und Gerechtigkeit und in Gott fallen sie zusammen und der Gott des Jesus von Nazareth ist die große Hoffnung auf diesen Zusammenfall als Ereignis unseres Lebens.

Wenn dem aber so ist, dass der Gott an den wir als JüngerInnen Christi glauben, jener Gott ist, der uns nahe kommt und uns frei setzt, in dem Liebe und Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Gericht zusammenfallen, dann ist das Handlungsmuster, mit dem wir als Jüngerinnen und Jünger dieses Gottes den Menschen gegenüber zu treten haben. Das ist meine Antwort und sie können in ihrer spirituellen Tradition, in ihren Worten die Antwort geben. Aber ihr Tun ist immer der Ausdruck dessen, was sie glauben. Ob das mit dem zu tun hat, was sie formulieren, ist noch eine andere Sache, aber wir glauben das, wonach wir handeln. Alles andere ist das, woran wir vielleicht glauben möchten. Ich weiß auch nicht, ob ich an diesen Gott, den ich jetzt formuliert habe, glaube, das ist wiederum die Frage meines Gerichts. Ich plädiere daher für eine Spiritualität der offenen Horizonte im Umgang mit den Menschen in dieser Gegenwart. Wenn dieser Gott Menschen gegenübertritt, indem er sie gleichzeitig befreit aus ihrer Enge aber sie nie festlegt auf ihre Sünden, dann ist das Prinzip womit wir mit Menschen umzugehen haben. Die Jüngerinnen und Jünger Christi sollten daher vor allem an eines glauben: an die unendlich größere Liebe Gottes zu den Menschen und an deren Würde und Geheimnis ihrer Existenz in Gott, und das mit aller Entschiedenheit und Konsequenz. Das hat mit irgendwelchem Liberalismus überhaupt nichts zu tun.

Ich möchte noch mal kurz einige **Konsequenzen für kirchliche Berufe skizzieren.**

Es ist völlig klar. Die skizzierte religiöse Situation der Kirche in der Gegenwart bedeutet nichts weniger, als einen einschneidenden Um-

bau des Selbstverständnisses und der professionellen Handlungsstrategien aller pastoral Tätigen. Vor allem in einem: kirchliche Orte, das ist unübersehbar aber oft übersehen, definieren nicht mehr selbstverständliche Rollenzuschreibung – du bist Priester, du bist Laie, du bist Diakon, du bist Lehrer – sondern pastorales Handeln. Umgekehrt: pastorales Handeln muss kirchliche Orte in ihrer Struktur überhaupt erst einmal definieren. Das ist eine ziemlich einschneidende Veränderung. Ein Grund dafür ist z.B., dass die Schnittstelle zwischen kirchlichem Innen und Außen nicht mehr entlang institutioneller Grenzen verläuft sondern in den Köpfen der Individuen selbst. Wir alle haben das Innen und Außen in uns selbst. Das aber heißt: kirchliche Sozialräume, Pfarreien etc. codieren nicht mehr grundsätzlich die Anerkennung der Pastoralmacht. Oder anders gesagt codieren nicht mehr grundsätzliche Gültigkeit des Anspruchs der christlichen Tradition. Wenn aber gilt kirchliche Orte, zumindest gemeindenahe, definieren nicht mehr selbstverständlich die Rollenzuschreibung pastoralen Handelns, sondern pastorales Handeln muss selber erst die Orte schaffen, in den der Auftrag der Kirche geleistet werden kann, dann bedeutet das eine tiefe Rollenunsicherheit aller klassischen pastoralen Rollenträger und die ist ja überall zu spüren, beim Priester übrigens am meisten. Was bedeutet aber diese Situation- was bedeutet es für sie als Diakone?

Ich glaube eine Chance, wenn auch eine schwierige. Diakone gehören ja bekanntlich zum Klerikerstand, allerdings ohne die gemeindeleitende Aufgabenbeschreibung, normalerweise des Priesters. Diese Rollenunsicherheit ihres Standes, eine Unsicherheit, die sie übrigens – mit ganz anderen Vorzeichen – mit den der Pastoralassistenten teilen, ist gerade kein spezifisches Kennzeichen ihres nachvatikanisch neueingeführten Standes des ständigen Diakons, wie sie immer behandelt wird. Vielmehr gilt, keine kirchliche Berufsrolle, zumindest keine gemeindenahe, auch nicht jene des Priesters entgeht heute der Notwendigkeit der völligen Neugestaltung. Was also notwendig wäre, wäre meines Erachtens nicht die Entwicklung einer neuen spezifischen Berufsrolle, etwa des ständigen Diakons.

Mein Vorschlag wäre im Anschluss an das Wort von der Neuchoreografie der Geschlechterrolle von einer Neuchoreografie der kirchlichen Berufsrollen zu sprechen. Genauer, das wäre jetzt mein spezifischer Vorschlag, wäre keine rollenspezifische, keine allgemeine Neuchoreografie der kirchlichen Berufsrollen, sondern eine Vorort-Choreografie vorzuschlagen. Ich gebe zu, dass das relativ utopisch ist, aber Wissenschaft darf

das manches Mal. Es sollte eine Vorort-Choreografie eines zeitbegrenzt, projektorientiert, prozessbegleitenden und über gemeinsame Zielvereinbarungen geleiteten Teams, innerhalb dessen dann alles verhandelbar ist außer dem Eucharistievorsitz und der geistlichen Gesamtverantwortung durch den Priester. Während alle anderen Teamdifferenzierungen charismen-, projekt- und kompetenzorientiert auf Zeit vergeben werden.

Es hat utopischen Charakter, ich glaube aber, dass es zielführend sein könnte.

Die Rolle des ständigen Diakons wäre dann, zum einen von seiner tatsächlichen Lebenssituation, etwa hier in Österreich sehr stark durch die Ehrenamtlichkeit, durch die jeweilige Kompetenz und Spiritualität, durch die jeweilige Lebens- und Glaubenserfahrung ihres Trägers zu definieren und deswegen nicht so sehr rollenabhängig sondern bedarfs- kompetenz -, biografie und ressourcenabhängig .

Ich hoffe, aufgezeigt zu haben, dass die Kirche vor wirklich epochalen Herausforderungen steht. Das sind zum einen Herausforderungen neuer kultureller Gegenden, mit denen diese Gesellschaft kaum zurecht kommt, sie ist ja nicht Herr der Entwicklungen sondern ihnen unterlegen. Herausforderungen von denen vor dreißig Jahren noch niemand etwas ahnte. Das sind aber auch Herausforderungen einer Gesellschaft, die Religion, auch der Katholikinnen und Katholiken in die Entscheidungsfreiheit des Einzelnen legt. Deshalb gilt: die Kirche hat ihre Aufgabe, den Gott Jesu in Wort und Tat zu verkünden, immer und überall, unter allen Umständen und jedenfalls in der Zuversicht ihres Glaubens an diesen Gott und seine Treue zu erfüllen. Außerdem hat ihr niemand eine institutionelle und spirituelle Triumphgeschichte verheißen. Sozialpsychologisch betrachtet arbeitet unsere Pastoral immer noch weitgehend nach raumplanerischen und wenn man genau hinhört nach militärischen territorialen Metaphern; wir sind im Angriff, in der Verteidigung, gewinnen Land, oder wir verlieren etc... Mission wird dann immer als sukzessive Ausweitung der Kirche als Verschiebung der Grenze Kirche – Welt zugunsten der Kirche und zu ungunsten der Welt betrachtet. In dieser Perspektive ist die Kirche des Westens in einer eklatanten Krise, denn ihre Pastoralmacht verliert an Territorium. Ihren Mitgliedern, und gerade ihren Hauptamtlichen vermittelt das das Gefühl Offiziere auf einem sinkenden Schiff zu sein.

Eine pastoral-evangelisatorische Präsenz sucht demgegenüber nach Sinn und Bedeutung des Evangeliums in den Kontrasten der Gegen-

wart. Sie hofft, auf die Entdeckbarkeit des Evangeliums aus der Perspektive auch des heutigen Lebens und auf die Erschließungskraft des Evangeliums für heutige Existenz. Das ist der Ort, wo Pastoral entsteht, diese doppelte Bewegung das Evangelium aus der Perspektive heutiger Existenz in ihrer ganzen Gegenwärtigkeit zu entdecken, wie umgekehrt mit diesem Evangelium der heutigen Erlebnisexistenz Perspektiven zu geben, die es ohne das Evangelium nicht hätte.

Was also tun? Die schlichte Antwort kann nur lauten: Die Aufgabe erfüllen, warum es Kirche gibt. Kirche hat das Evangelium vom Leben der Menschen her zu erschließen und das Leben vom Evangelium her zu befreien. Dafür gibt es die Kirche und genau das nennt das letzte Konzil Pastoral.

Sie ist Aufgabe der Kirche, alles und alles in ihr haben diese Aufgabe zu erfüllen.

In der Erfahrung dieser wechselseitigen Erschließungskompetenz, die wir nicht einfach haben, sondern die wir uns mühsam Tag für Tag erarbeiten und wenn sie es fromm haben wollen erbeten müssen. In der Erfahrung dieser wechselseitigen Erschließungskompetenz allein kann Kirche heute noch Autorität gewinnen. In der Erfahrung der Gegenwartsbedeutsamkeit ihrer Botschaft allein kann sie vielleicht ein wenig zu dem finden, was sie so offensichtlich zu verlieren droht, nämlich unaufgeregtes Selbstbewusstsein und vielleicht auch finden, das Vertrauen auch in unbekanntem Gegenden diesen Gott, auf den sie verpflichtet ist zu entdecken. Es ist entscheidend, dass die Kirche herauskommt aus der unkreativen und unproduktiven Haltung eines verängstigten Selbstmitleids hin zu einer Gelassenheit, die weiß, dass Gott es ist, der seine Kirche zuletzt aufbaut. Dieser Grundsatz einer gegenwartsfähigen Pastoral: es ist Gott, der seine Kirche aufbaut, könnte sozusagen zu Selbstabrüstung der eigenen pelagianischen Ansprüche verführen, nämlich zuletzt selbst und allein verantwortlich zu sein für den Aufbau der Kirche, (Pelagius: Konzept der Selbsterlösung durch religiöse Leistungen) Es gibt auch einen ekklesialen Pelagianismus.

Wir haben uns um die Gegenwart des Evangeliums zu bemühen in dieser doppelten Entschließungsbewegung, das ist unsere kirchliche pastorale Aufgabe. Wir haben das in Treue zum Evangelium, in Liebe zu den Menschen und in gläubiger Gelassenheit zu tun an allen Orten und jeder nach seinen Gaben, ich glaube das genügt. Und dann haben wir darauf zu vertrauen, dass Gott sein Werk unter Menschen schon vollbringt. Hoffentlich mit uns aber sicher auch auf Wegen, die wir nicht kennen, denn Gott ist größer als die Kirche und seine Liebe sicher stär-

ker als all unser Glauben.

Ich danke Ihnen ganz herzlich.

Franz Wallner:

Der Schriftsteller Gerhard Roth hat in dieser Gegend gelebt und hat darüber einen Roman geschrieben: Der stille Ozean. An Tagen wie heute kann man diesen Titel dieses Romans nachfühlen, wir kommen uns vor wie in einem stillen Ozean und diese Gegend verleitet dazu an Tagen wie diesen in den Keller zu gehen und sich zu trösten, mit dem was die Gegend auch an Alkohol zu bieten hat, in den Bunker zu gehen. Ich denke die Kirche und unsere Gesellschaft heute ist wie in einem stillen Ozean, in einem Nebel oder wie es ein Soziologe beschrieben hat, in einer neuen Unübersichtlichkeit begriffen, gerade auch die Kirche. Und ich glaube, dass auch die Kirche dieser Gefahr ausgesetzt ist, in den Punker zu gehen, sich einzugraben, irgendwelche Narkotika zu nehmen und sich auf eine Traumreise zu begeben, oder sich sagen zu lassen, es gibt nicht nur den Nebel, es gibt auch einen Horizont, den Ausblick.

In dem Sinn möchte ich mich herzlich bedanken für den Ausblick aus der Zeit der Unübersichtlichkeit auf einen Horizont einiger Eckpunkte.

Danke Herr Professor Bucher.

Diskussion

Einstiegsgedanke

Herr Professor, sie haben gesprochen über etwas, das viele von uns schon intuitiv empfinden und aus dieser Intuition auch in der Praxis umsetzen soweit es geht, aber doch mit einer Präzision und einem wissenschaftlichen Anspruch formuliert, der uns vielleicht so noch nicht zugänglich war.

Sie haben gesagt, es gäbe keine geschlossenen Lebensräume mehr, keine abgegrenzten Existenzräume in unserer Gesellschaft, die Industriegesellschaft hat das alles weitgehend aufgelöst, ist nicht dieses Paradigma der Industriegesellschaft schon wieder so ein abgegrenzter Lebensraum, freilich mit anders abgesteckten Grenzen als bisher, wo wir uns an bestimmte Regulative anpassen müssen, an bestimmte Spielregeln halten müssen, wo wir bestimmte Ziele mitverfolgen müssen um mit in diesem Lebensraum partizipieren zu können. Und unterliegt das nicht zum Teil auch Parametern, die dem eines religiösen Systems fast auch äh-

lich sind, leben wir nicht in einer Gesellschaft, die sich als neuen religiösen Lebensraum auch mitkonstituiert?

Antwort: Ich geben Ihnen zuerst einmal Recht. Es gibt einen berühmten Max Weber-Satz vom stahlharten Gehäuse der Moderne. Natürlich sind wir alle in einer ungläublichen Disziplinierung gefangen, wir haben uns nach imperativen und normativen Dingen zu richten, die uns viel stärker disziplinieren als alle unsere Vorgängergenerationen, insofern stimmt das. Nur die disziplinierenden Mächte sind nicht mehr die gleichen, es sind nicht Religionen, nicht Weltanschauungen, es sind bestimmte Strukturen dieser Gesellschaft, die man – die kann man analysieren – die man mit dem Religionsbegriff fassen kann, wenn man will. Jetzt ist der Religionsbegriff natürlich ein einziger großer Abgrund, wissenschaftlich, weil er ja bekanntlich kaum zu definieren ist bzw. in unendliche vielen Varianten vorliegt. Es ist völlig klar, dass bestimmte Institutionen – darauf möchte ich mich jetzt hinausretten – unserer Gesellschaft die Religion beerbt haben in vielen ihrer Funktionen. Es gibt eine berühmte Diskussion um das Fernsehen als Religion, es gibt bestimmte Phänomene religiöser Äquivalente danach. Worum es mir ging, war die Auflösungserscheinung geschlossener sozial-moralischer Großmilieus, die sich auf Grund bestimmter Entwicklungen, die im wesentlichen in der Mobilität von Biografien, Wissen und Normen bestehen, nicht mehr als geschlossene Räume stabilisieren lassen. Dass dann bestimmte religiöse Funktionen dann dispersiv auswandern aus dem ehemaligen Monopolisten Kirche hinein in andere Funktionen, die nicht nur in andere Orte der Gesellschaft, die nicht nur sich selber als religiös verstehen müssen – es gibt neue religiöse Bewegungen, das ist klar – aber es gibt natürlich auch Institutionen die religiöse Funktionen übernommen haben. So wie die Menschen früher an den Gnadenströmen der Religion hingen, hängen wir jetzt an den Datenströmen des Internet. Nur der Grund Unterschied ist: das Subjekt wird in die Verantwortung gestellt, in diesen Strukturen und Netzen der Gegenwart sich seine eigenen Konstellationen zu suchen. Das zweite ist: es ist richtig, dass das Ganze im Wesentlichen für Westeuropa, Europa und USA gilt, also für die westliche Zivilisation und was wir erleben ist ja zur Zeit die Reaktion eines Teiles der Welt auf die Expansion unseres Gesellschaftsmodells.

Frage:

Mir geht es vor allem um die Identität eines Diakons, bzw. uns als Diakone verbunden mit un-

seren Frauen natürlich um unsere Rolle in der Kirche. Wenn wir sie richtig verstanden haben, sollen wir uns eher orientieren an dem Ort, an dem wir leben, in unserem Lebensbereich. Gleichzeitig gibt es Bestrebungen von Seiten der Diözese und des Bischofs, der Gesamtkirche, ein Rollenbild zu definieren und zu finden. Und ich stelle mir die Frage ob das nicht kontraproduktiv ist, oder da nicht eine große Gefahr dahintersteckt, dass man sagt, im großen Rahmen der Kirche wünschen wir, dass unsere Diakone diesen Weg gehen. In unserer Diözese wird es möglicherweise die Richtung der Liturgie sein. Wie bringen wir das Zusammen, gemeinsam eine Linie zu finden aber trotzdem vor Ort zu sein.

Bucher: Es gibt unterschiedliche Aufgaben in der Kirche. Das betrifft tatsächlich auch Wissenschaft und Hierarchie. Eine der Aufgaben der Wissenschaft, die ja handlungsentlastet ist, (ich bin nicht verantwortlich für die Diakone der Diözese Graz, der Herr Bischof ist das schon viel mehr,) für diesen Vorteil muss ich ja etwas geben. Ich kann Gedanken äußern, die ich nicht Montag Früh im Ordinariat umsetzen muss. Ich sehe das allerdings als die Aufgabe der Pastoraltheologie Laboratorium zu sein für Zukünftiges, Vorschläge zu machen, ich kann und will niemanden dazu verpflichten sie durchzuführen – und die sie annehmen oder ablehnen können. Mein Vorschlag geht ja noch viel weiter, was ich hier vorschlage ist überhaupt, mit Ausnahme der des Eucharistievorsitzes und der geistlichen Gesamtverantwortung – ich sag es salopp – die Rollensteuerung und die Steuerung der Kirche durch Berufsrollen zu hinterfragen. Ich glaube, dass das nicht mehr lange funktioniert. Wir haben Steuerung von Kirche durch Berufsrollen, es gibt Menschen, die machen das und das und das. Was nie thematisiert wird ist der Zweck dieser Berufsrollen, der wird sozusagen implizit in der Berufsrolle vorausgesetzt. Jetzt habe ich aber mindestens zwei Berufsrollen, den Diakon und den/die Pastoralassistenten/in, die notorisch ständig über ihre Zwecke diskutieren. Ich stelle fest, die Ergebnisse dieser Zweckdiskussionen sind hoch zufällig. Ich habe meinen Pastoralassistenten vorgeschlagen vom Pastoralbegriff und vom Theologiebegriff her zu verstehen, also vom Akademischen, hat mir niemand abgenommen. Was da geschieht ist von Diözese und Diözese hoch zufällig, auf welche Idee dort die Diözesanleitung oder die betroffenen selber gerade kommen. Das dritte, was ich wahrgenommen habe in langjähriger Tätigkeit mit Priestern, selbst die hochdefinierteste Rolle unserer Kirche, die Priesterrolle, hat eine Scheinsicherheit, sie trägt nicht, das ist jetzt die härteste These, so

wie sie jetzt ist. Sie vermittelt eine Scheinsicherheit. Das kann man jetzt auch soziologisch und geschichtlich nachprüfen. Das heißt selbst die indentitätssicherste Rolle ist es zwar rhetorisch aber nicht real, sonst hätten wir nicht solche Kurven. Ich muss das ja erklären wie es zu solchen Kurven kommt; das muss einen Grund haben. Wenn der realen theologischen und kirchenrechtlichen Privilegierung des Priesters eine erfahrbare Rollensicherheit entspräche, hätten wir nicht solche Kurven.

Nachmittag:

„AUFBRÜCHE“:

Arbeitskreise, Workshops zum Tagungsthema:
Diakonale Initiativen stellen sich vor:

- * Der Diakon und Menschen mit besonderen Bedürfnissen (Diakon Peter Weinhapfl)
- * Pastoral mit Obdachlosen in der Großstadt
(Pfarrer Wolfgang Pucher)
- * Die Hospizbewegung
(Sr. Dr. Pia Sobota F. Wallner, H. Pscheidt)
- * Der Diakon als Ansprechpartner in einer Pfarre (Diakon Gerald Wagner)
- * Seelsorge mit neuen Medien
(Diakon Dr. Christian Wessely)
- * Neue Quellen der Spiritualität erschließen. (Mag. Anna Sallinger, Diakon Franz Brottrager)
- * Ehe-Frau-Diakon(at) (Melitta Wuchse)

Kurzprotokolle der Arbeitskreise:

Thema: Ehe-Frau-Diakon(at)

16 Frauen und vier Männer nahmen daran teil, unter ihnen auch der neue Rektor der steirischen Diakone, Msgr. Mag. Manfred Schuster. Hier das Ergebnis der uns wichtigsten Gesprächspunkte:

- Jenen Frauen der Diakone, die in die Aus-

bildung eingebunden waren, geht es mit der neuen Situation, Ehe und Diakonat, gut. Sie sind eine Stütze und eine Bereicherung für den Stand der Diakone. Leider gibt es noch Diözesen, in denen die Frauen kaum eingebunden werden und dort treten naturgemäß Schwierigkeiten auf.

- Sehr positiv wurde auch in Erinnerung gerufen, dass Bischof Weber immer gesagt hat: Das erste Sakrament ist die Ehe und das zweite die Weihe. Es muss uns in unseren Familien gut gehen, dann können wir auch positiv wirken.
- Wichtig ist auch, dass Frauen ihre eigene Identität bewahren und dadurch individuell am Auftrag des Diakonates mitwirken.
- Angesprochen wurde auch die Frage der Berufung der Frau zur Diakonin. Angemerkt wurde dabei, dass Gottes Geist weht, wo er will und Gott sicher nicht nur Männer beruft.
- Mehr müsste auch für jene Diakonenfrauen und ihre Familien geschehen, die durch Tod oder Scheidung betroffen sind. Wir müssen uns mehr um sie kümmern. In Tirol und Vorarlberg werden sie zu den diözesanen Treffen eingeladen.

Abschließend möchte ich im Namen der Frauen meiner Gruppe allen danken, die dieses Treffen so großartig vorbereitet haben.

Gestärkt und mit vielen guten Erinnerungen freuen wir uns schon auf das nächste Treffen in zwei Jahren in Innsbruck.

Melitta Wuchse

Neue Quellen der Spiritualität erschließen

In einer großen Gruppe wurden mit den Teilnehmerinnen und Teilnehmern verschiedene Formen des Einübens in die persönliche Spiritualität angeboten. Meditativer Tanz, Bildbetrachtung, Atem- und Stilleübungen, wie sie auch im Konzept der „Exerzitien im Alltag“ enthalten sind wurden geübt und reflektiert. Diese Formen der Übung sind immer persönliche Vertiefung UND methodisches Üben zugleich

Diakon Franz Brottrager

Vesper

mit Powerpointbildern meditativ und ansprechend gestaltet

Seelsorge für „Menschen mit besonderen Bedürfnissen“

Im Rahmen der Tagung der Diakone Österreichs beschäftigte sich ein Workshop mit dem Thema „Behindertenpastoral“.

Nach einer kurzen Vorstellung des Johannes von Gott Pflegezentrums der Barmherzigen Brüder in Kainbach bei Graz, der größte Behindertenreinerichtung unseres Landes und der dortigen pastoralen Arbeit, wurde versucht die Bibelstelle für den gemeinsamen Gottesdienst in eine Sprache zu übersetzen, die besonders geistig behinderten Menschen den Zugang zum Wort Gottes erleichtert. Mit verschiedenen Hilfsmitteln - besonders aus der Musik- wurde die Evangelienstelle nicht nur hörbar sondern auch spürbar gemacht.

Das Evangelium mit allen Sinnen wahrnehmen - ein Leitspruch, der sich nicht nur auf den dortigen Workshop, sondern besonders auf unser Leben als Diakone bezieht.

Peter Weinhappl

Anschließend: Bischofsempfang
Diözesanbischof Dr. Egon Kapellari

Sonntag: Hl.. Messe mit Bischof
Dr. Alois Schwarz in Frauenberg

Anschließend: Schlussreferat des
Referatsbischofs:

Bischof Dr. Alois Schwarz

Es haben mich in der Kirche einige zweifelnd angeschaut, als ich sagte, dass Lukas immer eine Frauen- und eine Männergeschichte hat. Gleich am Anfang kommt das Lied des Mannes, das Benediktus, dann kommt das Lied der Frau, das Magnifikat. Und dann das Lied des alten Mannes. Und es geht der Jesus ins Haus der Schwiegermutter des Petrus, und Lukas schildert das, und gleich darauf kommt das mit dem Hauptmann, es geht immer so dahin, es ist bei den Frauen Maria und Martha und dann ist sofort die andere Geschichte anschließend, dass er mit den Aposteln unterwegs ist. In der Apostelgeschichte geht das dann weiter. Er kommt in das Haus der Lydia, als er nach Europa herüberkommt, wie er übersetzt der Paulus und dann kommt die Geschichte mit dem Gefängniswärter. Diese Geschichten sind fast parallel aufgebaut. Also Frauen und Männergleichbehandlung im Lukasevangelium.

Das ist jetzt allerdings nicht unser Thema.

Ausblick - Weiterarbeit - Zusammenfassung und was ich sonst noch alles machen soll. Es geht um die Aufarbeitung des Themas, das wir hier bedacht haben, im Hinblick auf die Diakone und ihre Frauen. Ich habe am Freitag Abend vom Diakon als dem Türöffner für das Evangelium gesprochen. Und gestern haben wir gehört, das Gatter ist offen, da brauchen wir gar keine Tür, nicht einmal die Tür ist offen, sondern das ganze Gatter ist offen. Es ist ein Ein- und Ausgehen in unserer Gesellschaft. Wer Kinder im Jugendalter hat, der weiß wie das ist. Das Gatter ist offen zuhause. Sie sind am Sonntag in der Früh dann ganz überrascht, dass der Bub dieses Mädchen mitgebracht hat nach dem Fest, das meine ich mit „das Gatter ist offen“. Manche machen diese Erfahrung. „Weißt Mama, es war schon so spät, ich habe gesagt sie soll gleich mitkommen.“ Und Sie decken dann halt freundlicherweise beim Frühstückstisch eine Tasse mehr auf, ganz selbstverständlich. Sie wollen den Sohn da ja nicht zurechtweisen, sondern gemeinsam frühstücken weil Sie sich den Sonntag ja nicht verderben wollen. Das Gatter ist offen, das ist die Situation und das betrifft ja die Familien. Da ich keine Kinder habe, kann ich das ja nicht einmal erahnen, was das heißt.

Türöffner für das Evangelium habe ich

gemeint und der Pastoraltheologe sagt uns, dass wir in neuen kulturellen Gegenden leben mit ökonomischer Globalisierung, mit einer neuen Choreografie der Geschlechterverhältnisse und mit neuen Medien, die uns unsere Sinnesorgane ausweiten. Er spricht davon, dass der Mensch heute die Last der Verantwortung tragen muss, im Beruf, bei der Partnerwahl, bei Entscheidungen, die anstehen im Leben, der Mensch muss die Entscheidungen treffen. „Sie haben gewählt“, sagte er. Das liegt als Last auf manchen Leuten. Wir sind zur Selbstherstellung unserer Biografie verantwortlich und haben keine andere Chance als wählen und hinzustehen. In dieser Gesellschaft kommen wir mit unserem Evangelium an. Der Mensch muss entscheiden, ist verantwortlich für sein Tun.

Da fiel mir ein während der Pastoraltheologie hier gesprochen hat, ich bin froh darum zu wissen, dass ich in all meinen Entscheidungen, in all meiner Verantwortung, die ich trage einen habe, der zu meinem Leben steht. Ich bin ins Leben gerufen von einem Gott, der mir hilft, die Verantwortung zu tragen. Unser Leben ist der vorhersehende Gedanke des Schöpfers. Wir sind der Traum unseres Gottes, sind Geschöpfe, die ihm am Herzen liegen. Und Gott will, dass sein Plan durch Sie und mich in dieser Welt gelingt. Spezifisch und unterschiedlich. Der Mensch ist ins Leben gerufen und trägt und findet sich als das Abbild dessen, der ihn gerufen hat.. Bei all der Last der Entscheidung ist es wichtig, dem Menschen zu zeigen: „Bei all deinen Entscheidungen, die du trägst, bei all der Verantwortung, die über deinem Leben ist, es steht einer hinter dir, es trägt dich einer, du bist einmalig und unwiederholbar. Jedes Geschöpf ist berufen, diese Botschaft und einen besonderen Aspekt des Gedankens Gottes zum Ausdruck zu bringen. In ihm findet es seinen Namen und seine Identität. Ich finde meine Originalität und Identität, meine Freiheit, beheimatet in der Berufung durch Gott. Wir besitzen ja das Leben nicht wie eine Armbanduhr oder ein Grundstück, sondern wir sind ins Leben hinein aufgewacht, lange bevor ich wusste, dass ich leben, haben meine Eltern das gewusst. Ich habe nicht die geringste Ahnung vom Anfang meines Lebens, aber meine Eltern wussten, dass ich ins Leben gerufen bin. Die anderen wussten es früher als ich. Ich bin also gerufen ins Leben, sagt die Bibel. Komm,

ich möchte, dass du lebst, hat mein Gott zu mir gesagt und sagt es auch zu ihnen. Ich freue mich auf dich, es soll die Welt ohne dich nicht geben. Am Anfang von allem und an unser aller Ursprung steht nicht irgendetwas, sondern Gott in seiner schöpferischen Liebe. Er hat jede und jeden beim Namen gerufen. Er hat uns in seine Hand geschrieben, sagt die Bibel. Manchmal sagen wir ja das beim Begräbnis: „Fürchte dich nicht, ich habe dich beim Namen genannt, du bist mein.“ Die Bibel sagt, er hat uns in seine Hand geschrieben. Die Älteren unter uns wissen, dass in der NS-Zeit Eintätowierung machen lassen mussten. Die einen von der Standarte unter der Achsel, die anderen unter der Zunge, damit klar ist zu welchem Führer sie gehören. Wenn ein Sklave entlaufen war, dann hat man ihn eingefangen und hat ihm in die Hand eintätowiert, wer sein Herr ist, damit man, wenn er wieder davon läuft wieder dahin zurückbringen kann, also er hatte den Namen seines Herrn in der Hand. Und jetzt sagt die Bibel: „Gott hat uns in *seiner* Hand geschrieben, als ob wir, die Herren der Welt wären. Also wenn man fragt: „ Herrgott, wer bist denn du, zeig her deine Hände, dann ist unser Name in seiner Hand. Er gehört uns. Wir sind seine Idee, sein Traum, sein Abbild. Das gilt es im Leben zu entdecken, das hilft uns, Verantwortung zu tragen. Das hilft uns in der Unübersichtlichkeit dieser Welt einen Standpunkt einzunehmen. Über meinem Leben liegt der Ruf Gottes, mein Leben ist Berufung. Alles Leben ist Berufung. Spüren Sie, wie wichtig es ist, dass die österreichische Kirche ein Projekt ins Leben gerufen hat, das heißt: „Sinnvoll Leben, berufen, engagiert“, mit dem Untertitel „Jahr der Berufung 2002“? Gerade in dieser, unserer Situation ist es wichtig, jeder Frau und jedem Mann zu sagen: „ Dein Leben ist ein Ruf Gottes“. Dazu ist die Kirche berufen, das der Welt in Erinnerung zu rufen. „Was ist der Auftrag der Kirche?“ hat Prof. Bucher gefragt. Der Auftrag der Kirche ist es, der Welt die verschiedenen Berufungen deutlich zu machen und die eingeprägte Ebenbildlichkeit des Menschen mit seinem Gott zum Ausdruck zu bringen und auf die verschieden Bedürfnisse der Menschen zu antworten. Aufgabe der Kirche, und daraus abgeleitet, Aufgabe der christlichen Gemeinde, ist es Licht der Welt zu sein, Salz der Erde zu sein, etwas wieder zu spiegeln von der Lichtquelle unseres Gottes. Wir sind Abbild des dreifaltigen Gottes und jede

christliche Gemeinde und jede Diözese hat so etwas zu sein, wie eine Ikone der Dreifaltigkeit. Wir haben den dreifaltigen Gott abzubilden, Gott ist in sich Gemeinschaft – Vater, Sohn und Heiliger Geist – eine Einheit in Verschiedenheit und diese gilt es gleichsam auf die Erde herunterzuziehen: Wenn man in die christliche Gemeinde hineinschaut, sollte diese etwas wieder spiegeln von der Herrlichkeit Gottes. Davon war Paulus überzeugt, wenn er in die Gemeinde von Korinth schaute. Er sagt im zweiten Korintherbrief: *"Ihr spiegelt etwas von der Herrlichkeit Gottes wieder. Eure Aufgabe ist es, den Dank zu vervielfachen Gott zu Ehre"*. Ein Spiegelscherben kann auch das Licht wieder spiegeln. Es kommt nicht auf die Größe an, sondern es kommt darauf an, das Licht wieder zu geben, das die Dreifaltigkeit auf uns herabsinken lässt. Wir haben die Herrlichkeit Gottes wiederzuspiegeln in unserer Gemeinde. Jedem ist Offenbarung des Geistes geschenkt, sagt Paulus, damit sie anderen nützt. Jeder ist von Gott ins Licht gesetzt, damit er mit anderen zusammen und in Ergänzung mit anderen die Dreifaltigkeit Gottes widerspiegelt. Die Dreifaltigkeit ist ein Modell für die Gemeinschaft wie wir es so auf der Welt nicht haben. Wir suchen immer ein Modell für Einheit, Gemeinschaft, für Zusammensein, für Kommunikation. In der Differenziertheit, in der Unterschiedlichkeit und doch Gemeinschaft in unserem Gott. Deshalb ist es nicht unwichtig, wie wir von Gott reden. Ob wir von Gott als eine Kommunion reden, also als eine Gemeinschaft – Vater, Sohn und Heiligen Geist – oder ob wir das so linear sehen: Gott, Vater, Sohn und Heiliger Geist linear durchgezogen. Wir haben das als Gemeinschaft zu denken, als Einheit zu denken. Und das gilt es in die Welt hinein zum Leuchten zu bringen. Die Gemeinde hat Licht der Welt zu sein sagt der Matthäus in der Bergpredigt. Ab Advent lesen wir ja dann das Matthäusjahr, eine herausfordernde Darstellung der jungen christlichen Gemeinde, in einer Zeit, in der die Verfolgung schon ganz massiv ist, in einer Gemeindesituation, wo die Frage ansteht sollen wir uns den Heiden auch zuwenden oder nicht. Sollen wir jetzt auf die Fremden zugehen oder sollen wir das nicht tun. Da heißt es in der Bergpredigt: *"Ihr seid das Licht der Welt, ihr seid die Stadt auf dem Berg, ihr seid das Salz der Erde."* Das heißt ja, seid einander ein wenig Geschmack, aber hauptsächlich nach innen hin, spricht nicht

die an die draußen sind. Es geht um die ganze Welt, es geht um das Zugehen auf die Fremden, es geht um das Zugehen auf die Heiden. Das war eine ganz große Herausforderung für die junge Kirche im ersten Jahrhundert. *"Sollen wir uns denen Zuwenden oder sollen wir uns denen nicht zuwenden?"* Und interessant: in der Mitte des Matthäusevangeliums, im 15. Kapitel ist die Geschichte von der syra-phönizischen Frau, die kommt und die ihn ausbremst – sie kennen die Geschichte, sie steht ungefähr in der Mitte des Evangeliums: *"Von zog sich Jesus in das Gebiet von Syrus und Sidon zurück. Da kam eine kanaanitsche Frau aus jener Gegend zu ihm und rief: ‚Habe Erbarmen mit mir, Herr, du Sohn Davids, meine Tochter wird von einem Dämon gequält.“* Jesus aber gab ihr keine Antwort. Er gibt ihre keine Antwort, auch er ist sich nicht sicher, Jesus ist ja ein Lernender. Und jetzt werden wir sehen, was er von dieser kanaanäischen Frau lernt. *Da traten seine Schüler zu ihm* – im Matthäusevangelium heißen die Jünger immer Schüler, das ist eine Lerngemeinschaft, die christliche Gemeinde, wir haben da immer Jünger, wir sind aber immer Lernende. *Da traten sein Schüler zu ihm und sie baten ihn: ‚Befrei sie, denn sie schreit hinter uns her‘* – Mein Gott, manchmal gehen die auf die Nerven, die nicht zu uns gehören und damit sie endlich Ruhe geben, also bitte mach es damit sie Ruhe gibt – *Er antwortet ihr: ‚Ich bin nur zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel gesandt‘* – also bleiben wir unter uns, hat Jesus gesagt – *doch die Frau kam, fiel vor ihm nieder und sagte: ‚Herr, hilf mir.‘* Er erwiderte: *Es ist nicht das Brot den Kindern wegzunehmen und den Hunden vorzuwerfen‘* Da entgegnete sie: *‚Du hast recht, man soll das Brot nicht den Hunden geben, aber selbst die Hunde bekommen von den Brotresten, die vom Tisch ihres Herren fallen.‘* Wenigstens die Brösel für die Hunde, wenn schon nicht das Brot. Jesus ist in einer Lerngemeinschaft der Gemeinde und lässt sich was sagen. *Darauf antwortete Jesus: ‚Frau, dein Glaube ist groß, was du willst soll dir geschehen.‘* Sollen wir uns einlassen auf diese unübersichtliche Situation, die neuen Medien, die Globalisierung, und überhaupt das ganze heidnische, das heute da ist, sollen wir uns darauf einlassen oder nicht? Sollen wir ihnen wenigstens die Brösel geben von unserem Glauben, oder sollen wir sie am Brot teilhaben lassen. Das Matthäusevangelium

hilft uns dann, es geht ja bis zum Schluss, es heißt ja: Da waren sie am Berg, einige beteten und zweifelten, beides steht da. Sie beteten ihn an und zweifelten. Er sagte ihnen: „*Mir ist alle Macht gegeben, im Himmel und auf Erden, geht zu allen Völkern und macht sie zu meinen Jüngern und tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.*“ Also geht hinaus in die ganz Welt und macht das. Macht alle Welt zu meinen Schülern, zu meinen Jüngern, tauft sie. Mir ist alle Macht gegeben. Das sagt er, in einer politischen Situation, wo sich der Kaiser in Rom als der Machthaber der Welt aufspielt, der meint, er sei der, der die ganze Welt regieren kann. Da stellt sich dieser Jesus auf den Berg und sagt: „*Mir ist alle Macht gegeben, im Himmel und auf Erden.*“ Das sagt er aber erst am Schluss des Evangeliums. Am Anfang, als der Satan ihm sagt: „Du, stell dich hinauf und spring hinunter von dem Berg“, da sagt er „Weiche Satan!“. Erst über den Berg von Golgatha kommt er auf den Berg der Himmelfahrt und erst über diesen Abstieg über dieses Reich des Todes kommt er hinauf auf dem Berg und sagt: „Also jetzt habe ich die Macht, jetzt ist mir alle Macht gegeben.“

Die christliche Gemeinde wird also im Matthäusevangelium ermutigt, Licht der Welt zu sein. Wenn sie das nicht sind, dann wird der Auferstandene unheimlich grantig und scharf. Das sind dann die Erzählungen, wo er sagt, „ich kenne euch nicht“, oder die Geschichte mit den zehn Jungfrauen, denen das Licht ausgeht, der Gemeinde geht das Licht aus. Die christliche Gemeinde hat zu wenig Vorrat um zu leuchten. Du kann es zu spät sein, da kann es endgültig zu spät sein für dich, also schau, dass du in deinen Lampen Öl hast.

Es kommt ja nicht darauf an, wie viel man mit hat, den jeder kommt mit offenen Händen zu Gott. Aber da sein soll man wenigstens und ein wenig leuchten. Eine Gemeinde, die das Leuchten für die Welt verlernt, also die wird hergenommen, im Matthäusevangelium. Wir nennen das dann die Gerichtsgleichnisse, das ist das Scharfe, da legt er dann drauf. Immer in dem Grundanliegen, die Gemeinde hat Licht der Welt zu sein. Die Kirche hat Licht der Welt zu sein heute. Wir haben hinaus zu strahlen in die ganze Welt und nicht bloß nur in unseren inneren Kreis. Und deshalb finde ich es wichtig, dass wir geweihte Männer hinaussenden, in die Welt

hinein, die durch das Sakrament der Ehe von ihren Frauen gestützt, ja, so Grenzgänger zwischen Kirche und Welt sind. Die hinaus gehen an die Ränder der Gesellschaft und dort das Evangelium leben. Dort wo es zieht, wo die Gatter offen sind, wo man nicht weiß, woher der Wind jetzt kommt. Wenn man einen Gegenwind hat ist es ja leichter, da kann man wie ein Flugzeug starten – die starten auch immer gegen den Wind. Der Gegenwind ist ja nicht so gefährlich. Aber wenn man nicht weiß, woher der Wind kommt, dann ist es schwieriger. Aber sie werden gleichsam hinausgeschickt als Vorposten, sakramentale Vorposten der Kirche in diese Stellen, um dort die Gewissheit zu leben, dass die christliche Gemeinde Licht der Welt zu sein hat. Gleichsam für einen Bischof an den Rändern der Gesellschaft unterwegs zu sein, an den Schnittpunkten unterwegs zu sein zwischen der Gottesdienstgemeinde am Sonntag und denen, die ihren Glauben vagabundierend leben, bei denen zu leben, die innerlich im Ausland sind, dorthinein die Barmherzigkeit Gottes zu buchstabieren. Das ist ja der Auftrag. Wenn man fragt, Kirche, was ist dein Auftrag, dann kann ich fragen: „Jesus was war denn dein Auftrag? Was war denn deine Sendung, Jesus, in diese Welt hinein?“ Da schaue ich gerne hinein in die altbundliche Bibel und frage, zu welchem Gott der Jesus von Nazareth gebetet, was hat er von seinem Gott gehalten. Dann lese ich z.B. im Psalm 103 was Jesus und wie Jesus zu seinem Gott betet. Da sagt er: „*Jahwe ist barmherzig und gnädig, langmütig und reich an Güte.*“ Und weiter heißt es: „*Doch die Huld des Herrn wehrt immer und ewig für alle, die ihm vertrauen und ihn ehren, lobe den Herrn, meine Seele.*“

Der Herr ist barmherzig und gnädig, langmütig und reich an Güte. Unser Gott ist einer der Barmherzigkeit mit der Welt lebt, der schaut, dass es die Leute recht haben. Ein Wort von Prof. Bucher war, als er von Jesus Christus sprach, sagt er: „Er lebet Gerechtigkeit und Liebe in einem. Gerechtigkeit heißt in der Bibel, es der Welt recht machen – man wird es da nicht allen recht machen – aber dass es dem Leben gerecht wird, das geht indem die Barmherzigkeit und Güte Gottes gelebt wird, darum geht es. Auch dazu lese ich Ihnen aus dem Matthäusevangelium vor, wo es etwa im 9. Kapitel, Vers 35 heißt: Jesus zog durch alle Städte und Dörfer, lehrte in ihren Synagogen, d.h., er ist zur Liturgie

gegangen, verkündete das Evangelium – der zweite Grundauftrag, die Verkündigung des Evangeliums – und heilte alle Krankheiten und Leiden. Wer die drei Grunddienste in der Bibel sucht, findet sie im Matthäus 9,35. *„Er lehrte in den Synagogen, verkündete das Evangelium und heilte alle Krankheiten und Leiden. Als er die vielen Menschen sah hatte er Mitleid mit ihnen, denn sie waren müde und erschöpft, wie Schafe, die keinen Hirten haben. Da sagte er zu seinen Schülern: ‚Die Ernte ist große, aber es gibt nur wenig Arbeiter, bittet also den Herrn der Arbeiter, Arbeiter für seine Ernte auszusenden.‘“* Es braucht also Leute, die die Barmherzigkeit leben, das sind die Arbeiter Gottes. Es braucht Menschen, die die Güte Gottes leben, die huldvoll mit den Menschen umgehen. Dieser Gott von dem Jesus so fasziniert ist, den er seinen Vater nennt, dieser Gott geht wie ein großer Liebhaber mit den Menschen um.

Wir lesen das etwa im Buch Hosea, Vers 2ff. Da lesen wir: *„Ich schließe für Israel an jenem Tag einen Bund, mit den Tieren des Feldes und den Vögeln des Himmels und mit allem, was auf dem Erdboden kriecht. Ich zerbreche Bogen und Schwert. Es gibt keinen Krieg mehr im Land. Ich lasse sie Ruhe und Sicherheit finden.“* Und jetzt: *„Ich traue dich mir an auf ewig - ich traue dich mir an.“* Da merkt man typisch den Orientalen, er kann es nicht in einem Satz sagen und er muss das gleich wiederholen: *„Ich traue dich mir an auf ewig, ich traue dich mir an um den Brautpreis von Gerechtigkeit und Recht, von Liebe und Erbarmen.“* Also er bringt den Brautpreis mit, die bundeswillige, heilschaffende Treue, das ist die Gerechtigkeit. Er bringt Liebe und Erbarmen mit: *„Ich traue dich mir an um den Brautpreis meiner Treue, dann wirst du den Herrn erkennen, dann wird dir Jahwe aufgehen.“* Unseren Leuten geht Gott auf, wenn wir ihnen etwas von dieser heilschaffenden Treue Gottes vorleben. Wenn wir sie barmherzig behandeln, wenn wir ihnen gut zur Hand gehen oder ein wenig später dann im Buch Hosea, da wird dann wieder deutlich, was gerecht sein heißt: *„Als Israel jung war gewann ich ihn lieb,“* heißt es im elften Kapitel, *„ich rief meinen Sohn aus Ägypten. Ich war es, der Ephrem gehen lehrte, ich nahm ihn auf meine Arme, sie aber haben ihn nicht erkannt. Das ich sie heilen wollte.“* Wenn man fragt, was ist der Wille Gottes – das werde ich heute oft gefragt – was ist der Wille Gottes,

da kann man das nachlesen im Hoseabuch 11,3. Der Wille Gottes ist es, dass die Menschen heil werden. *„Dass ich sie heilen wollte“* sagt er, *„mit menschlichen Stricken zog ich sie an mich mit den Ketten der Liebe. Ich war für sie wie Eltern, die den Säugling an ihre Wangen heben. Mit menschlichen Stricken zog ich sie an mich, wie Eltern ihren Säugling an die Wangen heben. Ich neigte mich ihnen zu und gab ihm zu essen.“* Das ist genau das, was die Mutter mit ihrem Kind macht, sie hebt es an ihre Brust und stillt es. Das ist die Art unseres Gottes mit den Menschen um zu gehen. *„Ich neigte mich zu und stillte es.“* Es spricht fast esoterisch würde man sagen – heute – damals war das balisch, man wundert sich. Er sagt: *„Ich traue dich mir an, ich gehe dir nach. Als Israel jung war gewann ich ihn lieb, ich rief meinen Sohn aus Ägypten. Je mehr ich sie rief, desto mehr liefen sie mir weg‘. Vielleicht ist das auch bei ihren Kindern so, je mehr ich sie rufe, desto mehr laufen sie mir weg. Ich war es, der Ephrem gehen lehrte, ich habe euch gehen gelehrt. Ich nahm ihn auf meine Arme. Sie haben nicht erkannt, dass ich sie heilen wollte. Mit menschlichen Fesseln, mit den Stricken der Liebe zog ich sie an mich.“* Und sie liefen wieder weg. Und dann holt er sie wieder zurück. Und am Schluss des Jesaja-Buches heißt es: *„Ich bin wie der grünende Wacholder, an mir findest du reiche Frucht.“*

Das ist ein sehr interessantes Gottesbild, es gibt ja viele Gottesbilder, aber dass er der grünende Wacholder ist hätten sie nicht gedacht, aber es steht in der Bibel. Er ist wie der grünende Wacholder, Gott, so heilsam, aufbauend, heilend ist er. Seid barmherzig, wie euer himmlischer Vater barmherzig ist. Das ist der Auftrag der Kirche, das gilt es hineinzuwurzeln in unsere Welt heute. Das ist der Auftrag, den die Menschen heute brauchen, die Menschen brauchen heute Barmherzigkeit, brauchen heute Erbarmen. Wenn sie so viel herumfahren, wenn sie so viel unterwegs sind, wenn sie so heimatlos sind, da brauchen sie Erbarmen, da brauchen sie Barmherzigkeit, da brauchen sie Huld. Da ist es wichtig, dass wir sie liebend bergen bei uns, und dass sie bei uns eine Oase der Heimat, ein Zuhause haben und aufatmen können, ohne dass sie zunächst schon wieder etwas leisten müssen. Ohne, dass sie schon wieder in einen Arbeitskreis eingespannt werden, ohne dass sie mithelfen müssen beim Geschirrabwaschen nach

dem Pfarrkaffee. „Immer dieselben“, sagen Sie. Haben wir eine Atmosphäre, wo man auch Da-Sein darf? Wo es wichtig ist, einfach da zu sein, ohne etwas zu leisten. Vermitteln wir das? Ich merke immer mehr als Bischof, es kommt auf mein Da-sein an. Bei den Leuten zu sein. Die messen ja genau in Minuten, wie lange bleibt der Bischof, nicht nur wie viel isst er, sondern auch wie lange bleibt er. Wie lange ist er da? – solange, dabei geht es nicht darum, dass man endlos bleibt, aber ihnen das Gefühl vermittelt JETZT bin ich da und dass ich nicht mit den Gedanken schon wieder beim Nächsten bin. Auch wenn es nur kurz ist, aber in dieser Zeit müssen sie merken, DASEIN. Das ist unsere Aufgabe, in der Zeit, in der die Menschen Orientierungslosigkeit haben, gibt es Leute in der Kirche, Frauen und Männer, die da sind, die verwurzelt sind im Erbarmen Gottes und die deshalb auch gut mit den Leuten umgehen können. Wir haben uns auf fremde Situationen einzulassen, gleichsam im Reisegepäck aber die Barmherzigkeit und das Erbarmen Gottes mitführen. Prof. Bucher sprach davon, dass wir Orte schaffen sollten, wo wir uns über unsere Hoffnungen austauschen, unsere Lebensmöglichkeiten besprechen, wo wir Gott seiner, sich den Menschen zuwendenden Liebe, leben. Und so mit dem Evangelium eine neue Perspektive eröffnen, so dem Evangelium eine neue Chance geben. Unsere Aufgabe ist es, dass wir den Auftrag der Kirche persönlich leben, von Person zu Person. Zunächst, wie Papst Paul VI. in seinem wunderbaren Schreiben über die Evangelisierung von heute schreibt. Da sagt er: „Es gilt, und zwar nicht nur dekorativ wie durch einen oberflächlichen Anstrich, sondern mit vitaler Kraft in der Tiefe und bis zu ihren Wurzeln, die Kultur und die Kulturen der Menschen im vollen und umfassenden Sinn zu evangelisieren. Wobei man immer von der Person ausgeht und dann stets zu den Beziehungen der Personen untereinander und mit Gott fortschreitet.“ Er sagt, das Evangelium in die Welt hinein zu buchstabieren und zu bringen geht immer, indem man von der Person ausgeht, zu den Beziehungen der Personen weitergeht und dann zu Gott fortschreitet. Es geht immer darum, dass einer sich dem anderen, das eine sich der anderen als Nächste erweist, da ist, zugreift, heilend für die anderen da ist. Immer von Person zu Person geht es. Wobei das Zeugnis des Lebens die erste Form der Evangelisie-

rung ist, sagt der Papst. Er sagt, wir sollen so leben, dass die Leute uns fragen: „Warum sind jene so, worum leben sie auf diese Weise, was oder wer ist es, dass sie so beseelt, warum sind sie mit uns?“ In der Tat, eine solches Zeugnis ist bereits stille, aber sehr kraftvolle und wirksame Verkündigung der Frohbotschaft. Es handelt sich um die Anfangsstufe der Evangelisierung. Die Fragen nämlich, die vielleicht die ersten sind, die sich viele Nichtchristen stellen, seien es Menschen, denen Christus niemals verkündet wird, getaufte, die nicht praktizieren, Menschen, die zwar in christlichen Ländern, aber keineswegs nach christlichen Grundsätzen leben, oder auch solche die leidvoll etwas oder jemanden suchen, den sie erahnen, ohne ihn mit einem Namen benennen zu können. Das erst was gefragt ist, sagt der Papst weiter, ist zugegen sein, Anteilnahme und Solidarität. Das ist der erste Schritt der Evangelisierung. Das erste ist nicht die Sakramentalisierung, sondern die Evangelisierung. Wir machen es umgekehrt – zuerst sakramentalisieren und dann evangelisieren. Und das ist ein Problem, wir müssen nach der Sakramentalisierung die Evangelisierung nachholen und das ist viel mühsamer. Der Weg der Evangelisierung geht so: von Person zu Person über das Zeugnis des Lebens. Der zweite Schritt ist dann, dass der Name und die Person und das Schicksal Jesu besprochen werden. Das ist der zweite Schritt, dass man dann über Jesus Christus spricht und sein Programm. Der dritte Schritt in der Evangelisierung ist die Zustimmung des Herzens und zwar die Zustimmung zu den Wahrheiten, Zustimmung zu dem Lebensprogramm, aber noch mehr Zustimmung zu einem verwandelten Leben, Eintritt in die Gemeinschaft der Gläubigen.

Also das erste ist das Zeugnis des Lebens, das zweite ist von Jesus Christus reden und das dritte ist, dass ich sage, ich schließe mich dir an. Ich schließe mich einer Gemeinschaft an, in der du lebst. Und das vierte ist dann, ich bin bereit, die Zeichen der Gemeinschaft zu empfangen, die eure Gemeinschaft hat. In diesem Stufenweg. Selbst wenn wir vorher jemand taufen, dann gilt es im Leben, das nachzuholen, einzuholen, Jesus Christus kennen zu lernen, die Zeichen zu empfangen, die diese Gemeinschaft hat. Und dann ist der letzte Schritt selber evangelisierend aufzutreten. Wobei Papst Paul VI. sagt, bei all dem ist eines wichtig: die Welt fordert Verkünder,

die von einem Gott sprechen, den sie kennen, als sehen sie den Unsichtbaren. Die Welt verlangt und erwartet von uns Einfachheit des Lebens, Sinn für Gebet, Nächstenliebe gegenüber allen, besonders den Armen und Schwachen. Gehorsam und Demut, Selbstlosigkeit und Verzicht. Die Welt erwartet, dass wir im Grunde das Leben, was wir gestern Abend in dem wunderschönen Abendgottesdienst erfahren haben. Der Auferstandene ist einer, der uns begegnet im Gebet, der Auferstandene ist einer, der uns begegnet im DU, der Auferstandene ist einer, der uns begegnet in der Gemeinschaft. Wir können dann für die anderen leuchten, wenn die für die anderen den Auferstandenen in unserer Mitte in solchen Erfahrungen sichern: Im DU, im Gebet in der Gemeinschaft, im Lesen des Wortes Gottes, im miteinander Horchen auf ihn, dass wir auf das Wort Gottes Hörende sind. Dann haben wir die Kraft in die Welt hinein das Evangelium zu bringen, eine Perspektive der Hoffnung zu legen. Wobei im Zugehen auf die Leute der Papst sagt: Das erste wäre der Respekt vor der religiösen und geistigen Lage vor den Menschen, die man Evangelisiert, Respekt vor ihrem eigenen Lebensrhythmus, den man nicht über Gebühr belasten darf, Respekt vor ihrem Gewissen und ihren Überzeugungen, die man nicht brüskieren soll. Das ist manchmal ganz mühsam, wir würden am liebsten gleich ganz intensiv machen und gleich direkt, und wenn dann, würden wir es gleich all-umfassend machen. Papst Paul VI. sagt: bitte mit Respekt vor der religiösen und geistlichen Lage der Menschen, Respekt vor ihrem eigenen Lebensrhythmus. Als Leute die im Leben stehen, die Lebenserfahrung haben, wie man sagt, wissen sie Lebensrhythmus der Menschen, dass manche augenblicklich überhaupt einen Zugang haben aber in zwei Jahren vielleicht, dass sie vielleicht auch nicht in jedem Lebensalter alle Glaubenswahrheiten auf einmal gelebt haben. Das macht ja niemand - sie nicht und ich nicht - dass wir alle Dogmen immer auf einmal leben. Es gibt einen Lebensrhythmus und es gibt eine Entwicklung dabei. Davor Respekt zu haben, Respekt vor dem Gewissen und den Überzeugungen der Menschen, die man nicht brüskieren soll, - es geht nicht mit Dreinschlagen, sondern mit behutsamen Dasein mit dem Evangelium in der Hand, im Respekt vor den Menschen, mit einer unheimlichen Leidenschaft, für den Gott, für den wir eintreten. Eines sollten die

Menschen schon sehen, dass wir Gott-Verliebte sind, dass wir motiviert sind zur Nachfolge, nicht weil es einen Appell gegeben hat, oder einen Aufruf, sondern weil wir in Christus verlebte Menschen sind.

Das Neue des Gottesreiches haben wir entdeckt wie einen Schatz und für diesen Schatz stehen wir ein und treten wir auf, wissend, dass das Übermaß der Gnade nicht von uns kommt sondern von Christus. Der Blick in die Evangelien zeigt, dass keiner der Jünger in der Nachfolge erfolgreich gewesen ist, im entscheidenden Augenblick fliehen sie alle. Selbst die Mutter Jesu, die das schöne Magnifikat gebetet hat steht dann ganz irdisch unter dem Kreuz, ihren Sohn leidend liebend. Angesichts der Schwächen, die mancher gerne überwunden hätte, gibt das Evangelium Mut, irdisch alles zu tragen. In der Angst des Lebens, die nicht in der Zuversicht des Glaubens zerrinnt, lässt der Herr Hinübergehen über die Wasser des Lebens. Die Menschlichkeit auf dem Weg der Nachfolge ist das sprechendste Zeugnis für Gottes Menschenfreundlichkeit. Der Aufbruch in die Nachfolge hinein, das Leben als Berufene im Zugehen, in der Evangelisierung der Menschen gehen wir als manchmal gebrochene, manchmal sehr hilflose, manchmal selber nach Luft ringende Menschen, als solche schließen wir uns den anderen an, nicht als die, die perfekt schon alles leben.

Die Bibel ist eine Symphonie von Berufungsgeschichten, von solchen, die im profanen Leben erfolglos waren und dann plötzlich einen Namen haben. Da ist eine Berufungsgeschichte von Leuten, die eigentlich keine Zukunft mehr sahen im Leben, oder die vielleicht in einem Binsenkorbchen am Nil herumschwammen, wie der Mose die dann auf eigenen Faust das Volk führen wollten, und dann merkten es geht nicht. Da muss er im brennenden Dornbusch erleben, der Boden ist heiß, du kannst nicht mehr davonlaufen. Oder er wählt einen Jona aus, das heißt 'kleines Täubchen' und ist ein Kosenamen für Israel, und muss die Erfahrung machen, dass der nicht dreinschlägt in Ninive. Am liebsten wäre es Jona gewesen, dass Gott dreinschlägt in Ninive und war dann ganz verärgert darüber, dass er nicht dreinschlägt, sondern, dass das anders geht in Ninive, dass er einen Umweg machen muss. Aber ein anderes Mal wählt der Jahwe eine Judith aus, um sein Volk zu retten

und Hilfe zu geben. Oder er wählt einen Tobit aus und einen Tobias, diese liebe Familie, die da unterwegs ist, diese wunderbare Ehe- und Liebesgeschichte Gottes mit seinem Volk – ein lesenswertes Büchlein, das Buch Tobit empfehle ich Ihnen. Auch die Katechese zu lesen, die der Tobit seinem Sohn Tobias gibt. Ich lese Ihnen diese Katechese vor, weil da wieder eines deutlich wird, wie der Jahwe mit seinem Volk umgeht. Hier geht es darum, wie ein Vater mit seinem Sohn spricht, für die Väter, der Vater sagt seinem Sohn, worauf es ankommt.

„Denk daran mein Sohn, dass deine Mutter deinetwegen viele Beschwerden hatte, als sie dich in ihrem Schoß trug. Wenn sie gestorben ist begrab sie an meiner Seite im selben Grab. Den alle Tage an den Herrn, unseren Gott mein Sohn und hüte dich davor zu sündigen und seine Gebote zu übertreten. Handle gerecht solange du lebst, geh nicht auf Wegen des Unrechts, denn wenn du dich an die Wahrheit hältst, wirst du bei allem was du tust erfolgreich sein. Allen, die gerecht handeln hilf aus Barmherzigkeit mit dem was du hast. Sei nicht kleinlich, wenn du Gutes tust. Wende deinen Blick niemals ab, wenn du einen Armen siehst, dann wird auch Gott seinen Blick niemals von dir abwenden. Hast du viel, so gib reichlich von dem was du besitzt. Hast du wenig, dann zögere nicht, auch mit dem Wenigen Gutes zu tun. Auf diese Weise wirst du dir einen kostbaren Schatz für die Zeiten der Not ansammeln. Denn Gutes zu tun, rettet vor dem Tod und bewahrt vor der Finsternis. Wer aus Barmherzigkeit hilft, der bringt dem Höchsten eine Gabe dar, die ihm gefällt.“ So redet der Tobit, der Vater mit seinem Sohn.

Hilf aus Barmherzigkeit, sei nicht kleinlich, sagt er, und wenn du wenig hast, dann gibst du halt von dem Wenigen aus etwas her. Wer aus Barmherzigkeit hilft, der bringt dem Höchsten eine Gabe dar, die ihm gefällt.

Behutsam mit den Menschen reden. Hier die Geschichte des Tobit., die so im Volk neue Hoffnung geschenkt haben und Zukunft erhalten habe. Gott fängt immer mit einem etwas an. Rechnen Sie damit, dass das heute Sie sind.

Als die Welt sich nicht mehr versteht und einen Turm zu Babel baut und die Leute einander nicht mehr verstehen, fängt Gott mit Abraham an. Da setzt das zwölfte Kapitel der

Genesis ein. Es geht nicht mehr miteinander, sie verstehen einander nicht mehr, und Gott fängt mit einem etwas an. Gott fängt immer mit einem etwas an. Als das Volk in Babylon im Exil ist fängt er mit dem Deuteroseja wieder an. Und dieser macht dem Volk wieder Hoffnung und sie kommen wieder weiter.

Und später fängt er mit dem Bauhandwerker, der den elterlichen Betrieb nicht übernimmt, wieder etwas Neues an, der plötzlich mit einigen Fischern über das Land zieht, die Schwiegermutter des Petrus verärgert, die das überhaupt nicht verstehen kann, dass er andere auch noch mitzieht. Jetzt arbeitet er schon daheim nichts mehr und zieht den Petrus auch noch mit. Aber er fängt mit einem wieder an, etwas was ganz wichtig ist für unsere Zeit. Er fängt mit einem etwas an. Er fängt mit ihnen etwas an in dieser unserer Zeit. Wissen Sie, mich begeistert so, ihre Art des Umgangs miteinander in diesen Tagen, was Sie hier an Herzkraft einbringen. Einerseits begeistert mich, was hier alles vorbereitet wurde, von denen, die die Tagung gestaltet habe, vom Haus her, was hier alles vorbereitet wurde, von der Gruppe der Diakone und ihren Frauen hier in der Steiermark, was sie vorbereitet haben, wie sie das alles organisiert haben. Da ist eine unbändige Kraft des Glaubens und eine Herzkraft in diesem Saal, die Sie an verschiedenen Orten an diesem Land leben, an Schnittpunkten zwischen Kirche und Gesellschaft, mit all ihrer Lebenserfahrung, mit den Brüchen ihres Lebens, mit den Unzulänglichkeiten, mit den Schatten, die wir haben. Aber als in Gott verliebte Leute, wissend, dass Sie von ihm gehalten sind und in seine Hand geschrieben sind. Das ist das Kostbarste, was wir bei so einem Österrichtreffen erleben. Und so werden Sie jetzt wieder ermutigt und gestärkt Ihren sakramentalen Dienst in Ihren Gemeinden und Diözesen zu leben. Das ist der Sinn dieser Zusammenkünfte und ich freue mich, dass heuer so viele da sind, dass wir so viel Reichtum einander schenken können im Austausch der Gaben und im aufeinander Zugehen. Und dabei überlegen wir natürlich auch immer, was ist die Identität des Diakons, wohin gehört er, was ist seine Rolle, was sind seine Funktionen. Im Miteinander durch die Jahre gehen finden wir einmal diesen Gedanken einmal einen anderen. Mit den Sprechern tauschen wir das aus und mit den Ausbildungsleitern tauschen wir

das aus. Das Schöne ist, dass wir hier eine Lerngemeinschaft sind, auch als Diakone mit den Bischöfen, mit den Pfarrern eine Lerngemeinschaft sind. Dass wir Schüler bleiben dürfen auch mit Blick auf den diakonalen und bischöflichen Dienst. Ich bin schon sehr froh, dass das Matthäusevangelium von den Aposteln als Schülern spricht. Da brauche ich mit nicht genieren, wenn ich als Nachfolger der Apostel auch noch was lernen darf und da als Lernender unterwegs bin mit der Gemeinde. Das ermutigt uns, dass das Evangelium so einfühlbar mit jedem Menschen, mit jedem Mann, mit jeder Frau arbeitet und aus den Frauen und Männern, die Geschichte geschrieben haben kommt der Jesus von Nazareth.

Kürzen das niemals ab, wenn Sie das Matthäusevangelium lesen, die einzelnen Generationen, man denkt sich, mein Gott, was da alles vorkommt: Abraham war der Vater des Isaak, Isaak von Jakob, Jakob von Juda und seinen Brüdern und da geht es so dahin. Jeder Name ist Geschichte, erfolgreiche und erfolglose Leute, Sünder und Heilige, würde man heute sagen. Und genau daraus kommt der Jesus von Nazareth, dem der Josef den Namen gibt im Matthäusevangelium, im Lukasevangelium gibt Maria den Namen. Er sagt. *„Du sollst den Namen Jesus ihm geben, denn er wird sein Volk von seinen Sünden erlösen. Seht die Jungfrau wird ein Kind empfangen, einen Sohn wird sie gebären und man wird ihm den Namen Immanuel geben, dh. Gott ist mit uns.“* Gott ist mit uns am Anfang des Evangeliums und am Schluss sagt er, geht hinaus, ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt. Also ich bin überzeugt, mit diesem „Gott ist mit uns“ können wir mit uns, können wir in der Unübersichtlichkeit unserer Zeit kleine Lichtpunkte sein, Lichtträger, in diese unsere Welt hinein, und unsere Gemeinden sind noch immer Stadt auf dem Berg, auch wenn Sie auf den entlegensten Tälern sind. Auch wir waren jetzt in diesen drei Tagen Stadt auf dem Berg, wir waren hier heroben auf diesem Berg und durften erfahren, in den Gottesdiensten und in den Gesprächen miteinander, dass der Auferstandene mit uns

ist und haben jetzt dann die große Aufgabe, das Hinabsteigen in die Niederungen unserer Gemeinden so gut zu organisieren, dass wir lange aus der Erinnerung dieser Tage leben.

Dankeschön

Diakon Franz Wallner dankt allen Mitwirkenden bei der Gestaltung dieser Tage, den OrganisatorInnen, den VorbereiterInnen der Liturgie, den Referenten und der Verwaltung des Bildungshauses.

Diakon Franz Brottrager spricht über die Gestaltung und Finanzierung des Rufzeichens, eine Finanzierung durch die Bischofskonferenz bzw durch die Diözesen wird von Referatsbischof Dr. Schwarz in Aussicht gestellt. Elektronische Verbreitung (billiger) könnte angestrebt werden, ist aber derzeit noch nicht sinnvoll. (Zu wenige Diakone sind elektronisch erreichbar.)

Die Diakone der Diözese Innsbruck laden zum nächsten Österreich - Treffen von 24. - 26. Oktober 2003 nach Innsbruck ein.

Herzlichen Dank allen, die zur Entstehung dieser Dokumentation beigetragen haben (Tonbandmitschnitt, abschreiben, Satz und Druck).

Diese Veranstaltung wurde unterstützt vom Verlagshaus Styria, von „Die Presse“, von „Die Furche“ und von der Steiermärkischen Sparkasse. Herzlichen Dank

Leserbrief zu „Wort des Bischofs“

Die Kritik und Anregung unseres Referatsbischofs Dr. Alois Schwarz bezüglich der würdevollen Aufbewahrung des Evangeliars finde ich angebracht.

Den besten Platz hat meiner Meinung nach das Evangeliar nach der Verkündigung, wenn es aufgeschlagen zu einem entsprechenden Pult getragen wird und dort auch nach dem Gottesdienst verbleibt.

Zu überlegen wäre auch, ob nicht ein zweites „Ewiges Licht“, welches in der Kirche angebracht werden könnte, verdeutlichen würde, dass Gott durch sein Wort zu uns spricht und auch damit, wenn auch auf andere Weise als im eucharistischen Brot, gegenwärtig ist.

Reinhard Waibel

Pfarre Bruder Klaus, Dornbirn

Neuer Sprecher in der Diözese Feldkirch

Nach 2 Funktionsperioden als Sprecher des Diakonatskreises übergab Reinhard Waibel sein Amt in jüngere Hände. Sein Nachfolger, Gerold Hinteregger, ist vollberuflich in der Pfarre Wolfurt als Diakon tätig. Er empfing im Dezember 2000 die Weihe. Schon vorher arbeitete er als Pastoralassistent im kirchlichen Dienst.

Derzeit gibt in der Diözese Feldkirch 15 Männer, die in den verschiedenen Aufgabengebieten, wie Pfarre und Krankenhaus- und Gefangenenseelsorge das Diakonat ausüben.

Diakonenausflug

Knapp 30 Diakone und Familienangehörige aus Tirol haben bei strahlendem Wetter daran teilgenommen. In Innsbruck haben wir uns getroffen und sind in Fahrgemeinschaften über den Brenner nach Gossensass gefahren. Dort haben wir nach dem Mittagessen den wunderschönen in Massivholz fest aufgestellten Kreuzweg besichtigt und miteinander gebetet. Bei der 15. Station, der Auferstehung unseres Herrn haben wir in der Kirche einen Gottesdienst mit unserem Bischöflich Beauftragten für das Ständige Diakonat Cons. Karl Plangger gefeiert. Beim gemeinsamen Kaffee und Eis haben wir den Tag ausklingen lassen.

Text und Fotos: Diakon Andreas Sturm



VORANKÜNDIGUNG

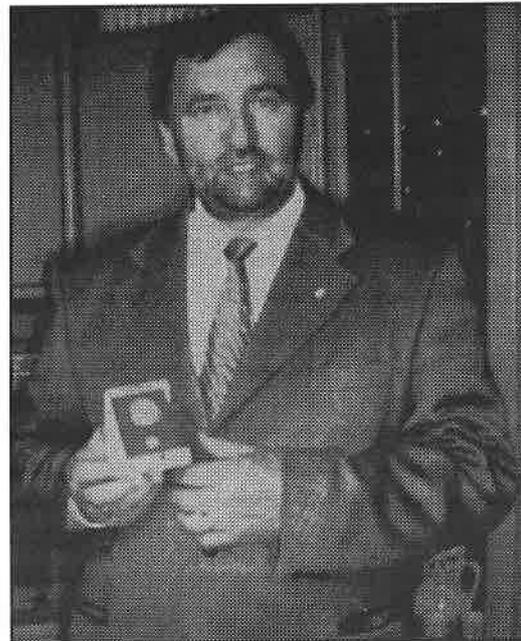
ÖSTERREICH -TAGUNG DER DIAKONE UND EHEFRAUEN — 24. - 26. OKTOBER 2003 — INNSBRUCK

mit dem Professor für Pastoraltheologie *Dr. Franz Weber MCCJ*, dem Diakonie und Gemeinde ein besonderes Anliegen sind. Mit der Einladung im Frühjahr ergehen auch Fragen an alle Diakone, die dann Grundlage sind für das Referat von Prof. Weber. Schon jetzt herzliche Einladung zu dieser Tagung! Das Vorbereitungsteam.

BUNDESEHRENZEICHEN DER REPUBLIK ÖSTERREICH

Diakon Franz Brottrager (Redakteur des Ruf!Zeichen) wurde am Nationalfeiertag, 26. 10. 2002 im Konzerthaus in Wien durch Bundeskanzler Dr. Wolfgang Schüssel und Vizekanzlerin Dr. Susanne Riess Passer das **BUNDESEHRENZEICHEN DER REPUBLIK ÖSTERREICH** für langes Engagement in der Pfarre und im sozialen Feld der Altenarbeit verliehen.

Das Ehrenzeichen ist eine Anerkennung des Staates für das soziale und ehrenamtliche Engagement durch den Bundeskanzler und wurde heuer erstmals verliehen. Es zeigt eine Bleiglasscheibe mit Wellen und eingeschliffenen feinen Gegenwellen und in der Mitte eine Goldkugel auf rot-weiß-rotem Band. Das meint: In der Mitte der Mensch, der Gutes tut und sein Wirken breitet sich aus; es gibt aber oft auch viele Schwierigkeiten.



Wir gedenken unseres verstorbenen Mitbruders:



Diakon Gottfried Aschenbrenner

geb. 14. Oktober 1936, gest. 18. November 2002

Zum Diakon geweiht am 8.12.1975. Er war einer der fünf ersten Diakone unserer Diözese. Er war Rel.- Professor an der AHS in Knittelfeld und Diakon in der Pfarre St. Marein bei Knittelfeld.

Eine interessante Internetseite, auf die ich euch alle aufmerksam machen möchte:

ZENIT ist eine internationale Nachrichtenagentur.
Besucht die Website unter: <http://www.zenit.org/>

ABONNIEREN / ABBESTELLEN:
<http://www.zenit.org/german/subscribe.html>

Unter dieser Adresse findet ihr die neuesten Nachrichten aus Rom. Die neuesten Nachrichten können auch als „Newsletter“ kostenlos abonniert werden.
Unten: Beispiel des Newsletters mit den Titeln der Beiträge.

ZENIT

TAGESAUSGABE

Die Welt von Rom aus gesehen

20. November 2002

Vatikan

Das Paradoxon Gottes: die kolossale Größe und innigste Zärtlichkeit

Die öffentliche Präsenz der Kirche steht in der Kultur auf dem Spiel, so der Papst

Papst Johannes Paul II. erhält das „Goldene Mikrophon“

Samoa: Erzbischof von Samoa-Apia zurückgetreten und Nachfolger ernannt

Klausurschwester sind eine Botschaft an die Welt, so der Papst

Welt

Legat des Papstes in Uganda bittet den Westen, Afrika nicht allein zu lassen

Gesellschaft

In einer globalisierten Welt überlebt Demokratie nur durch Subsidiarität

Welt und Glauben : Katholische Ostkirchen: Bischofsweihen

Textbeispiel

Das Paradoxon Gottes: die kolossale Größe und innigste Zärtlichkeit
An Bethlehem wird der augenscheinliche göttliche Widerspruch verständlich

VATIKAN, 20. November 2002(ZENIT.org).-

Das Staunen vor der Größe Gottes und seiner gleichzeitigen tiefen, ja zärtlichen Liebe zu den Menschen war Thema der Katechese bei der traditionellen Generalaudienz am Mittwoch.

Um diesen augenscheinlichen Widerspruch verstehen zu können, so der Papst zu den 7.000 Pilgern in der Audienzhalle des Vatikans, muss man sich einmal das Portal Bethlehems zu

Gemüte führen.

Der Papst hielt heute seine Meditation über Kapitel 40 aus dem Buche des Propheten Isaias, wo Gott als der Gute Hirte dargestellt wird.

„Oft ruft dieses Bild in der Bibel und anderen Traditionen die Vorstellung einer Führung und Beherrschung hervor, doch in diesem Fall werden vor allem die lieblichen und gütlichen Züge Gottes dargestellt, den der Hirte ist ja auch der Wegbegleiter seiner Schafe“, so der Bischof von Rom.

„Er hütet die Herde nicht nur, indem er sie weiden lässt und dafür sorgt, dass sie nicht

Fortsetzung Seite 8